



# Freundschaft

Schreibwettbewerb des Seniorenrats Althengstett  
2018





## **Impressum**

Herausgeber:  
Seniorenrat Althengstett  
Schreibwettbewerb Freundschaft

Verantwortlich für den Inhalt  
und Redaktion:  
Ernst Hempel und Bettina Küppers

Gestaltung:  
Landratsamt Calw

Bildquellen:

Calw, im August 2018





Schreibwettbewerb 2018

# Freundschaft



## Grußwort des Landrats

„Ein Freund, ein guter Freund, das ist das Beste was es gibt auf der Welt.“ Das haben schon die Comedian Harmonists gewusst. Insbesondere in Zeiten von Facebook, Twitter und Co, in der „Freunde“, Follower und Likes gesammelt werden, stellt sich vielen die Frage, was einen guten oder sogar besten Freund ausmacht. Können Freundschaften, die in der digitalen Welt bestehen auch im persönlichen Miteinander funktionieren? Was macht einen guten Freund aus?



Mit dem Thema Freundschaft greift der Seniorenrat Althengstett in seinem Schreibwettbewerb ein Thema auf, das zu Zeiten der Comedian Harmonists wie auch heute noch immer von Bedeutung ist und uns alle beschäftigt. Jeder von uns hat bereits zahlreiche Erfahrungen – gute, wie schlechte – mit Freundschaften gemacht. Manche Kindergartenfreundschaften halten bis ins hohe Alter, andere Freunde verlieren sich irgendwann aus den Augen. Manche Freunde treffen sich nach langer Zeit wieder, anderen bleibt nur die Erinnerung an die gemeinsame Zeit.

Ich freue mich, dass sich auch im Landkreis Calw zahlreiche Hobbyautoren mit dem Thema Freundschaft beschäftigt haben und ihre Erfahrungen in verschiedenen Textgattungen zu Papier gebracht haben. Vielen Dank an alle Autoren, für die zahlreichen Einsendungen, die uns teilweise schmunzeln lassen aber auch zum Nachdenken anregen.

Ich danke auch dem Seniorenrat Althengstett für die Organisation und Durchführung dieses Wettbewerbs. Er hat uns gezeigt, wie viel kreatives Potential die Bürgerinnen und Bürger des Landkreises Calw haben.

Nun wünsche ich Ihnen viel Freude beim Lesen der Beiträge zum Thema Freundschaft.

Helmut Riegger

A handwritten signature in black ink, which appears to read "Hr. H. Riegger". The signature is written in a cursive style.

Landrat



## Grußwort des Seniorenrats Althengstett

Wie bei fast allen Projekten, die ins Leben gerufen werden, begann auch bei diesem Schreibwettbewerb alles mit der Euphorie der Organisatoren. Doch diese Euphorie wird ja immer von einer gewissen Skepsis begleitet. Fragen kommen auf: „Werden ausreichend potentielle Teilnehmer von unserer Aktion erfahren? Was, wenn wir nur sehr wenige Beiträge bekommen?“



Und dann kommt der Moment, an dem man merkt: der Aufwand hat sich gelohnt. Es gibt Menschen, die unsere Euphorie teilen und mitmachen! Daher möchten wir uns bei allen Teilnehmern bedanken – denn die zahlreichen Beiträge haben unser Projekt erst lebendig werden lassen und haben uns in unserem Vorhaben bestärkt.

Herta Müller, Literatur-Nobelpreisträgerin hat einmal gesagt: „Ich habe mir nie vorgenommen zu schreiben. Ich habe damit angefangen, als ich mir nicht anders zu helfen wusste.“

Wenn man die Beiträge gelesen hat, so war diese Motivation auch im einen oder anderen Fall zu spüren. Dann ging es evtl. um eine enttäuschte Freundschaft, um den Verlust eines Freundes oder einer Freundin. Aber manchmal ging es auch darum, andere an einer wunderbaren Freundschaft teilhaben zu lassen. Die unterschiedlichen Geschichten finden auch in sehr unterschiedlichen Umgebungen bzw. Zeiten statt. Der Leser erkennt sofort: eine Freundschaft zu pflegen oder aufrecht zu erhalten, war vor einem halben Jahrhundert noch mit weitaus mehr Aufwand verbunden als heute. Briefe wurden von Hand geschrieben, per Post versandt und man wartete teilweise sehnsüchtig auf die Antwort. Wie schnell sind heute kurze Nachrichten verschickt – man möchte sagen dies ist Segen und Fluch zugleich.

Und gerade in dieser Zeit der schnelllebigen Konversation ist es umso erfreulicher, dass derart viele Menschen das Bedürfnis hatten, ihre Freundschaften in Geschichten aufleben zu lassen. Nehmen Sie sich ein wenig Zeit, um diese gesammelten Werke zu ergründen!

Verbunden mit einem Dankeschön an alle Teilnehmer, Sponsoren und Unterstützer wünschen wir Ihnen viel Freude bei der Lektüre.

Ihr Seniorenrat Althengstett  
Ernst Hempel & Bettina Küppers



## Schreibwettbewerb 2018

# Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Hannelore Birnbaum

Agnes Brands

Helmut Buck

Siegfried Budack

Claudia de Buhr

Natalie Dürr

Marion Eppinger

Anna Katharina Fock

Doris Ginter

Birgit Guillaume

Marianne Haynold

Ingeborg Hiller

Inge Horn

Elly Höschele

Brigitte Koch

Sabine Krauss

Petra Krisa

Dagmar Meyer

Hildegard Papst

Martha Puchner

Anke Raidt

Hanne Reuter

Jürgen Rohde

Rolf Röhr

Bernd Rust

Mathias Schmausser

Kerstin Schneckenburger

Stephanie Seith

Artur Söhnholz

Brigitte Stolz

Monika Stöver

Martina Theurer

Martina Väth

Liselotte Vogel

Aloisia Walter

Adelheid Weber

Charlotte Wentsch

Helmut Wenzel

Irene Wenzel

Monika Wenzel-Schmitz

Bettina Widmaier

Karin Widmann



## Meine Freundin Adeltraut

1950 wurde ich in die Höhere Schule in Bielefeld eingeschult. Adeltraut kam auch aus einem Vorort. Wir waren begeisterte Radfahrer. Bei gutem Wetter sind wir zusammen zur Schule gefahren. Ab und zu haben wir uns auch nachmittags getroffen. So hat sich langsam eine Freundschaft entwickelt. Adeltraut hatte eine größere Schwester. Sie hat manchmal gegen sie rebelliert. Ihre Mutter war erfreut, wenn ich zu Besuch kam. Ich galt bei ihr als brav und sie hoffte auf einen guten Einfluß von mir. Es gab immer Mate Tee, er gehört nicht zu meinen Lieblingstees! Wenn ich zu ihr nach Hause kam, wurde ich zuerst von ihrer Mutter gemustert. Zu Adeltraut meinte sie einmal: „Siehst Du, Hannelore hat Schuhe mit einer Brandsohle an.“ Ich war ganz erschrocken. Meine Freundin hatte sich Ballerinas gekauft, die waren gerade in.

Zu jedem Geburtstag haben wir uns eingeladen. Ab dem 16. Geburtstag haben wir unsere Ferien da verbringen dürfen, wo ihre Eltern das Jahr vorher waren. Als wir unsere Lehre beendet haben, wollte Adeltraut ins Ausland. Ihre Schwester und deren Freundin arbeitete als Au-pair in der Schweiz. Also durfte Adeltraut dort hin. Ich wollte erst ´mal in meinem Beruf arbeiten. Bekam aber dauernd Briefe aus der Schweiz wie schön es da war. Nach einem halben Jahr bin ich auch nach Baden bei Zürich. Nach einem halben Jahr war die Zeit für Adeltraut vorbei. Ihren Abschied haben wir im Kurhaus zu Baden gefeiert. Da konnten wir schön das Tanzbein schwingen.

Dabei habe ich meinen Mann kennengelernt. Da wir immer fleißige Briefeschreiberinnen waren, wußten wir Freundinnen immer wie es gerade geht. Als ich wieder nach Hause kam, hat meine Freundin nach Münster geheiratet, ich blieb ein Jahr in Bielefeld. Ich habe nach Stuttgart geheiratet. Als mein erstes Kind kam, war sie Taufpatin. Wir haben uns im Laufe der Jahre immer mal besucht.

Inzwischen sind wir 79 Jahre geworden. Adeltraut hat ihren Mann vor 35 Jahren verloren und ich vor 13 Jahren. Unsere Kinder sind inzwischen erwachsen. Ich freue mich schon wenn sie diesen Sommer wieder zu Besuch kommt. Wir wohnen 500 km auseinander. Beim letzten Besuch war sie vom Hesse Museum in Calw

begeistert. Auf der Fahrt nach Tübingen habe ich ihr die Kapelle aus dem Gedicht von Uhland gezeigt. Wir konnten die Verse noch aufsagen. Unser Deutschlehrer wurde vor unserem inneren Auge wieder lebendig, er hatte sehr viel Wert auf Gedichte gelegt.

Dieses Jahr zeige ich ihr die schönen Seiten vom Schwarzwald. Inzwischen hat sie ein iPad und wir können uns schneller etwas übermitteln.

Unsere ersten Ferien 1957 nach Lautenthal :



Die zwei Brockenhexen!

Hannelore Birnbaum

JOHANNA

Freundschaft vom Leben –  
Reicht über den Tod hinaus –  
Mutig und Kraft - voll!

Stark beeinträchtigt –  
Doch mit hellem Blick –  
Lächelndem Strahlen.

Gewinnt die Herzen  
In Begegnung mit Menschen  
Durch ihr bloßes SEIN!

Augen wie Bernstein  
Rotgold-glänzende Haarpracht –  
Zerbrechlich – doch STARK!

In Schömbergs Klinik –  
Liebevoller Be-Handlung –  
„Familien-Obhut“

„Steinwurfweit“ entfernt –  
Herberge im Ferienhaus  
„Familien-Anschluss“

Zwei Jahre Station –  
Auch Erholung – „zwischendurch“  
Über lange Zeit!

Vor sechzehn Jahren  
Umhüllt – in aller Arme –  
Sie ging ganz leise

Johannas Erbe  
Uns allen ins Herz gepflanzt –  
LIEBE und FREUNDSCHAFT!

Ärztin und Schwestern,  
Vermieters-Familie,  
sogar Hebamme

„Hochzeits-Kupplerin“  
Menschen-Netzwerk-Weberin –  
Zu WEGBEGLEITERN!

Mitten im Schwarzwald –  
Zuhause am Mittelrhein –  
„Zufall und Fügung“ ?!

Damals wie Heute –  
In der Treue zum Leben –  
Beziehung – Geschenk!

Bewegt und dankbar –  
Zärtliche Erinnerung –  
Trostrvolle Präsenz!

Trotz Abstand und Zeit  
Immer noch „LEBEN TEILEN“  
Nahe und herzlich!

Zu „Kindeskindern“ –  
Bindung, die so trägt und hält –  
Neuland gestalten<sup>4</sup>

Dieses Menschen-Kind –  
Brücke der Verbundenheit –  
Über Tod hinaus!

JOHANNA

## JOHANNA

Johanna wurde im März 1985 als unser erstes Kind gesund geboren und erkrankte mit 18 Monaten an AML (Akut Myeloischer Leukämie). Durch Chemo- und Bestrahlungsbehandlung konnte sie davon geheilt werden. Erstarkt und mit liebevoller Lebendigkeit nahm sie 1987 ihre neugeborene Schwester Camilla in Empfang. Als diese zehn Monate alt war, erschütterten Johanna mehrere Krampfanfälle, durch die sie ein Koma fiel, aus dem sie erst nach Monaten erwachte – schwerst mehrfach behindert.

Auf der Suche nach einer Einrichtung, die unser Kind in Obhut und zur Therapie nehmen konnte und wo wir als Familie gemeinsam Leben gestalten wollten – ich war mittlerweile schwanger mit unserem dritten Kind –, eröffnete sich uns der Weg zur Kinder-Reha-Klinik in

Schömberg im Schwarzwald. Dort fühlten wir uns vom ersten Moment an WILLKOMMEN und unser Wunsch, in Johannas Nähe mit unserer Familie möglichst „normal“ und mit Ruhe für's Werden und Wachsen zu leben, erfüllte sich. Mein Mann arbeitete weiter in Koblenz und kam in jeder freien Zeit und Möglichkeit zu uns. Durch „Zufall und Fügung“ fanden wir „steinwurfweit“ von der Klinik entfernt ein Ferienhaus, das wir bewohnen konnten. Unser Vermieter-Ehepaar wurde uns zu Freunden und „Vize-Wahl-Großeltern“. Auf Paul Simeons Geburt in der Heimat bereitete ich mich gemeinsam mit zwei jungen Frauen aus der Nachbarschaft vor: durch eine Hebamme, deutschlandweit bekannt und geschätzt, mit deren Ermutigung und ganzheitlichem Blick ich kraftvoll und selbstbestimmt dieses neue Menschenkind zur Welt brachte.

Wenige Tage später und sein ganzes erstes Lebensjahr verbrachten wir gemeinsam in Schömberg, unserer „zweiten Heimat“. Johanna hatte in der Klinik gute und hilfreiche therapeutische Unterstützung, Erleichterung und Fördermaßnahmen, um ihr Leben zu stabilisieren, sie auf zu Hause vorzubereiten und uns Eltern Weiterbildung und Begleitung zu ermöglichen – mit konkreter Entlastung. So konnten wir sie beispielsweise auch nach ihrer Entlassung (im Jahr 1990) immer mal wieder in den Ferien nach Schömberg zur Erholung bringen und mit unseren gesunden Kindern in Urlaub fahren.

Statt der erhofften zehn wurden uns letztlich noch 17 lebenswerte gemeinsame Jahre mit Johanna in unserer Mitte geschenkt. Johannas Ärztin riet uns, die „letzten“ Osterferien bei ihr zu bleiben: in liebevoller Umgebung, mit umsichtiger Behandlung von Schwestern und dem

gesamten Team, mit uns als Familie, zudem umhüllt und begleitet von Menschen in Schömberg, die aus Fremden zu Freunden wurden. Nah, verlässlich, treu, beistehend, ermutigend, unterstützend, bestärkend und fürsorgend waren sie DA. Gemeinsam nahmen wir Abschied.

Johanna ging ganz leise. „In der Treue zum Leben – Leben gestalten“ war ein Herzensanliegen meines vor zwei Jahren verstorbenen Mannes. In diesem Sinn bleibt die Brücke zwischen uns und unseren Kindern und den uns zu Freunden gewordenen Menschen in Schömberg tragend und lebendig.

Mein innigster Dank möge zum Segen sein für uns alle!

Agnes Brands



## Vor über 50 Jahren begann eine Freundschaft mit einem „Privatdarlehen“

Begonnen hat es in Lutzenberg, einem heutigen Teilort der Gemeinde Althütte am Rande des Schwäbisch-Fränkischen Waldes. Dort führte im November 1964 die Stadt Sparkasse Stuttgart für ihre "Stifte" (heute Auszubildende), die kurz vor ihrem Lehrabschluss standen, einen Kurs zur Vorbereitung auf diese Prüfung durch. An dem nahmen mein Freund Wolfgang und meine Person mit ca. 50 jungen Menschen teil.

Nach dem Unterricht und Nachtessen war abends ein regelmäßiger Besuch in der heute noch bestehenden Gaststätte „Schöne Aussicht“ angesagt. Eine Flasche Bier hat seinerzeit zwar nur 50 Pfennig (ca. 25 Cent) gekostet, trotzdem ist mir einige Tage vor der Heimreise mein gesamtes Taschengeld für diese Zeit ausgegangen. Da mein damals neuer Freund Wolfgang wollte, dass ich auch weiterhin zum Tagesausklang mitkomme, stellte er mir ein „Privatdarlehen“ in Höhe DM 5,- zur Verfügung. Nach der Rückkehr zu Hause wurde ein Termin für die Rückzahlung vereinbart, dem dann noch viele Treffen bis zum heutigen Tage folgten.

Eine erste Belastungsprobe, eine etwa einjährige berufliche Veränderung nach Norddeutschland und die Phase der Findung der Partnerin für das Leben, die naturgemäß Vorrang hatte, überstand die Beziehung problemlos. Der erweiterte Kreis mit den endgültigen Partnerinnen harmonierte zu unserer Freude von Anfang an recht gut. Bald war das erste Kind bei der Frau meines Freundes unterwegs. Es folgten insgesamt Zug um Zug noch drei weitere Kinder. Die beiden Familien mit jeweils 2 Kindern hatten nun ganz neue Pflichten und Interessen. Trotzdem wurden die verschiedensten Freizeitaktivitäten gemeinsam unternommen, zumal jeder von uns doch der Patenonkel des jeweils jüngeren Kindes war. So wurden nicht nur Kindergeburtstage miteinander gefeiert, sondern es ging auch schon einmal zusammen in den Urlaub. Auch das Erlernen des Radfahrens brachten wir unseren Kindern gemeinschaftlich bei.

Da das Radfahren bei uns beiden einen besonderen Stellenwert hatte und heute auch noch hat, wurden natürlich verschiedene Touren mit dem Rad unternommen. Als die Kinder selbständiger wurden und mehr

und mehr ihren eigenen Interessen nachgingen, haben wir uns die Freiheit genommen und sind in den Jahren 1987 bis 2005 jeweils eine Woche im Herbst ohne Familie auf Tour gegangen. Dabei haben wir viele Tausend Kilometer in 7 europäischen Ländern abgestampelt. Hier waren zwei unterschiedliche Charaktere den ganzen Tag zusammen und abends ein gemeinsames Doppelzimmer, da haben wir uns nochmals ganz besonders kennengelernt. Natürlich gab es in dieser Zeit viele Erlebnisse; teilweise mit kuriosen Situationen. Einmal wäre ich auf der Rückfahrt, von einer Radtour in Frankreich, mit dem Zug beinahe nachts allein, ohne Geld in Nancy gelandet. Mein Freund hatte die Durchsage der Aufenthaltsdauer mit zehn anstatt mit zwei Minuten (französisch: deux und dix klingen ähnlich!) verstanden. So wollte ich die Zeit für ein Telefongespräch mit der Familie in einer Zelle auf dem Bahnsteig nutzen. Als ich den Zug plötzlich fahren sah, konnte ich mit etwas Glück im hinteren Zugteil in eine Türe springen, die für den Zugbegleiter offen gelassen wurde. Auf der Suche nach einer

Übernachtungsmöglichkeit in Tschechien hat eine Passantin meine entsprechende Zeichensprache missverstanden und hat sehr ängstlich mit einer strengen Ablehnung reagiert. Im Altmühltal erhielten wir sogar den Segen für die Nacht vom Pfarrer, der uns spät abends auf unserer Hotelsuche begegnete. Wir kämpften auf den Rückreisen mehrfach mit dem Bahnpersonal wegen der zu dieser Zeit noch unverständlichen Vorschriften zum Transport von Fahrrädern. Manchmal waren wir kurz davor, vorzeitig aussteigen zu müssen. Unsere Touren waren alle unfallfrei, jedoch machten uns kleinere Pannen gelegentlich schwer zu schaffen. So in Amorbach: Dort verbrachten wir gefühlt den halben Nachmittag direkt vor einem Seniorenheim, da ein nicht sofort erkennbarer Glassplitter im Gummi des Reifen steckte. Für die Bewohner, die zahlreich aus dem Fenster schauten, war es eine willkommene Abwechslung in ihrem Alltag. Alle diese Erlebnisse sind oft lebhafter Bestandteil heutiger Zusammenkünfte.

Meine Leidenschaft zum Radfahren habe ich auch in den Schwarzwaldverein Neuweiler eingebracht. Unzählige Touren habe ich dort für eine große Anzahl von

interessierten Mitgliedern organisiert. Diese mussten stets vorbereitet und abgefahren werden. Da war mein Freund Wolfgang der ideale Partner. Auch bei der Durchführung war er oft dabei. Besonders wurde er als Berater geschätzt und bei notwendigen Reparaturen konnten alle mit seiner Hilfsbereitschaft rechnen.

Da es noch einen weiteren Wolfgang im Bekanntenkreis gibt, hat mein Freund bei meinen Enkeln den Namen: Radfahrwolfgang. Einmal im Jahr wird unter wechselnder Federführung ein Familienfest durchgeführt, unsere Kinder sind hier bereits mit in der Verantwortung. Einschließlich der Enkelkinder auf beiden Seiten ist die Gruppe jetzt auf eine Personenzahl von 23 angewachsen.

Zwischenzeitlich befinden wir uns im Zugabenteil unseres Lebens und unternehmen neben den regelmäßigen

Kontakten immer noch bei entsprechenden Wetterverhältnissen spontane Radtouren. Diese sind jetzt im näheren Umkreis, die Kilometerleistungen sind zurückgegangen und die Kaffeepausen mit Plaudermöglichkeit haben einen höheren Stellenwert bekommen.

Auch wenn wir heute so einige Kilometer auseinander wohnen, besteht der Kontakt nicht nur in guten Zeiten. Im Laufe des Lebens wird immer wieder Hilfe in irgendeiner Form gebraucht. Auch dann kann sich jeder von uns auf die Hilfe des anderen verlassen.

Wir alle hoffen, dass die Traditionen und die Freundschaft insgesamt noch lange so erhalten bleiben und wir weiterhin aktuelle Dinge und Probleme des täglichen Lebens miteinander besprechen können.

Helmut Buck



## Eine enttäuschte Freundschaft

Die Geschichte einer enttäuschten Freundschaft nahm ihren Anfang zwischen Ende der 50iger und Anfang der 60iger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Christian und Wilhelm gingen am gleichen Gymnasium einer mittelgroßen Stadt in sogenannte Parallelklassen und kannten sich nur vom Sehen und dem Namen nach. Dann aber wurde Wilhelm Zeuge eines Vorfalls, der sich die beiden annähern ließ. Wilhelm hatte nämlich während einer gemeinsamen Sportstunde beobachtet, wie ein älterer, kräftiger Schüler sich an Christians Fahrrad zu schaffen machte, dieser den Älteren zur Rechenschaft ziehen wollte, aber von jenem so heftig ins Gesicht geschlagen wurde, dass seine Nase blutete. Als Wilhelm dem Mitschüler zur Hilfe eilen wollte, winkte dieser nur resignierend ab, während sich der Übeltäter schon davon gemacht hatte.

Es entspann sich ein erstes Gespräch zwischen Christian und Wilhelm, in dem sie feststellten, dass sie ähnliche Interessen hatten und in eine angebotene Arbeitsgemeinschaft im kommenden Schuljahr gehen wollten. Doch bevor sich ihre gegenseitige Sympathie in diesem Kurs vertiefen konnte, wurde Christians Vater als Beamter in eine größere Stadt zu einer höheren Aufgabe berufen. Die beiden wechselten einige Zeit lang Briefe, doch der Briefverkehr kam auch wegen der bevorstehenden Prüfungen allmählich zum Erliegen.

Es mögen drei oder vier Jahre vergangen sein, als sich die beiden ehemaligen Schulkameraden unversehens in der Mensa einer Großstadtuniversität wieder begegneten. Sie sprachen einander sogleich an, tauschten ihre gemeinsamen Erlebnisse der letzten Jahre aus und stellten mit Erstaunen fest, dass sie beinahe die gleichen Vorlesungen und Übungen belegt hatten. Außerdem fühlten sich beide in der Millionenstadt etwas verloren und waren froh, einen gleichaltrigen und gleichgesinnten Bekannten getroffen zu haben. Sie begannen sich nicht nur in den akademischen Übungen zu treffen, sondern unternahmen auch an den zuweilen langweiligen Wochenenden gemeinsam Wanderungen oder besuchten sich in den jeweiligen Studentenbuden zum Musizieren, Malen oder Diskutieren.

Bei diesen häufigen Begegnungen blieb es Wilhelm nicht verborgen, dass Christian ihm intellektuell ein

ganzes Stück überlegen war. Jener hatte ein glänzendes Abitur vorzuweisen, erledigte alle Seminarprüfungen mit Bravour im ersten Anlauf, während er selbst die Kurse öfter wiederholen musste und bei philosophischen Diskussionen seinem Freund nicht recht zu folgen vermochte. Zudem wurde Christian schon im 4. Semester von einem Dozenten die Möglichkeit einer Promotion eröffnet. Christian hatte Wilhelm schon beim ersten Gespräch darauf aufmerksam gemacht, dass an der Universität ein außerordentlich bedeutender Professor der Philosophie lehrte, den man unbedingt hören müsse. Wilhelm befolgte sofort diesen Rat und beide waren nun zugleich begeisterte Studenten dieses ausgezeichneten Lehrers, dessen Name Christian schon als Schüler bekannt war und zu dem er durch private Bekanntschaft persönlichen Zugang hatte.

Bald fing Wilhelm an, von einer höheren, idealeren Freundschaft zu träumen. Er sah sich und Christian in einer Schar von begeisterten Schülern um diesen Lehrer versammelt, wie es einst die Schüler des Sokrates oder die Jünger Jesu exemplarisch vorgelebt hatten. Wilhelm ließ nun keine Vorlesung oder Übung bei dem verehrten Dozenten aus und verschaffte sich dessen Bücher, die er meistens nicht verstand, obwohl sie in keinem philosophischen Jargon geschrieben waren. Seine Begeisterung und Verehrung für diesen Mann steigerte sich noch durch die Kenntnis, dass jener als gelernter Naturwissenschaftler nicht mit Verachtung vom Christentum, dem Wilhelm fremd zu werden drohte, sprach, sondern es gar als einzige Alternative zum herrschenden Nihilismus bezeichnete.

Zudem ließ jener bedeutende Lehrer des öfteren durchblicken, dass er das Philosophieren von einem Freund gelernt habe, mit dem er seit seiner Jugend in regem Gedankenaustausch stehe. Auch auf die Veröffentlichungen jenes Mannes richtete Wilhelm seine Aufmerksamkeit und träumte sich in ein ähnliches Freundschaftsverhältnis zu Christian wie jene beiden Geisteshelden: nämlich gemeinsam in Bewunderung zu einem hoch verehrten Lehrer aus der Vergangenheit für die Zukunft zu lernen und zu philosophieren.

Indessen begann sich doch nach einigen Semestern die schwärmerische Begeisterung der Freunde etwas

zu legen. Christian zog mit dem Dozenten, der ihm die Promotion angeboten hatte, als Assistent an eine andere Universität, Wilhelm zog es an einen anderen Studienort, da er so seiner Jugendliebe näher sein konnte. Gerade in der Zeit der beginnenden Studentenunruhen verlobte sich Wilhelm und heiratete bald, obwohl er das Studium nicht beendet hatte. Christian war natürlich bei der Verlobungs- und Hochzeitsfeier von Wilhelm ein nur allzu ersehnter Gast, obwohl er schon öfter seine Meinung dahin geäußert hatte, dass er eine Hochzeit in so jungen Jahren nicht für gut halte. Er brachte indes das originellste Hochzeitsgeschenk mit, nämlich zwei kleine Vögel, die zur Gruppe der Amaranthen gehörte.

Da Christian und Wilhelm sich beide ein wenig in der altgriechischen Sprache auskannten, wussten sie, dass dieser Name so viel wie unvergänglich oder unverwelklich bedeutet, also ein Symbol ihrer andauernden Freundschaft darstellen konnte. Doch es kam anders. Wilhelm beendete unter großen Mühen sein Studium, bekam als Lehrer eine Stelle in einer kleineren Stadt, während Christian in den Strudel der Studentenunruhen gezogen und mit den Köpfen der Studentenrevolte bekannt wurde. So brach der Kontakt zwischen den Freunden ab, aber Wilhelm versuchte immer wieder etwas von Christian in Erfahrung zu bringen. So geschah es, dass Wilhelm als gestandener Ehemann und Lehrer über verschiedene Kanäle eines Tages erfuhr, dass sein Freund inzwischen in einer Kommune in der Hauptstadt lebte. Als Wilhelm während einer Klassenfahrt die Hauptstadt besuchte, fragte er sich zu Christian durch und war nicht wenig erschüttert, in welchen erbärmlichen und ärmlichen Verhältnissen er den Freund vorfand, während er selbst schon einen Hausbau in Aussicht hatte. Nun schien ihre Freundschaft endgültig ein Ende gefunden zu haben.

Doch es sollte noch nicht die letzte Begegnung der Freunde gewesen sein. Nach zwei oder drei Jahrzehnten stieß Wilhelm bei der Lektüre eines philosophischen Buches auf den Namen seines Studienfreundes und nach einigen Erkundigungen erfuhr er, dass Christian Dozent für Philosophie an einer aufstrebenden Universität geworden war. Er setzte sich wieder mit Christian in brieflichen Kontakt und fragte ihn, ob er einmal während irgendwelcher Schulferien an einer Stunde seines philosophischen Seminars teilnehmen könne.

Christian war seinerseits erfreut, von seinem alten Studienfreund zu hören und lud ihn sogleich ein, sowohl an dem Seminar teilzunehmen als auch die Universität und sein Heim kennen zu lernen. So fuhr Wilhelm in freudiger Erwartung zu der 500 km entfernten Universität, nahm an einer Seminarstunde teil und ging nun wieder einmal mit dem Studienfreund in die Mensa zum Essen. Christian wurde ehrerbietig und respektvoll von den Studenten angesehen und begrüßt und Wilhelm konnte sich ein wenig in dem Glanz des Freundes sonnen.

Er war endlich noch mehr überrascht, wie Christian, der inzwischen die Tochter eines berühmten Professors geheiratet und vier Kinder hatte, sich ein großes Haus samt Schwimmbad zugelegt hatte und so ganz anders lebte als er ihn zum letzten Mal in der Hauptstadt getroffen hatte. Man kam natürlich auf die alten Studienzeiten zu sprechen und Wilhelm glaubte seinen Ohren nicht zu trauen, als Christian über den einst bewunderten Lehrer und dessen Freund kein lobendes Wort mehr fand, ja sie sogar eine wenig in der immer noch vorhandenen Bewunderung Wilhelms herabzusetzen sich bemühte.

Erst jetzt bemerkte Wilhelm, dass ihre Freundschaft wirklich zu Ende gegangen war und er verabschiedete sich mit den traurig ironischen Worten von seinem ehemaligen Freund: „So werden wir uns wohl in diesem Leben nicht mehr begegnen.“ Darauf setzte er sich schweren Herzens in sein Auto und fuhr in strömendem Regen in die Nacht seiner Heimat entgegen. Er bewahrte lange das Andenken an seinen Freund, durch den er erfahren hatte, wie eine ideale Freundschaft aussehen könnte. Ein in der gemeinsamen Studienzeit entstandenes Bild des Freundes ließ er rahmen und es zierte einen Platz in seinem Arbeitszimmer.

Er war immer dessen eingedenk, dass er durch Christian zu den Werken des einst bewunderten Lehrers geführt worden war, die er nicht abließ zu studieren, um sie doch einmal zu verstehen. Noch mehrmals geisterte der Freund durch Wilhelms Träume, die ihn freudig und wehmütig zugleich stimmten, um dann nach und nach zu verwehen.

Siegfried Budack

## Im Gespräch bleiben

Geburtstage kommen und gehen. Sie sind Fixpunkte im Jahreslauf wie alle Feiertage, Ferien und Jahreszeiten. Mir ist egal, um den wievielten es sich handelt. Es ist nur eine Zahl, wie man gerne und oft sagt. Hand aufs Herz: diesmal ist es anders. Es ist ein runder. Meine Vorfreude hält sich in Grenzen. Vor mir liegen vier Einladungen. Sie sind adressiert, drei davon auch frankiert, einen werde ich persönlich übergeben.

Anne sah ich das erste Mal, da war ich sechs Jahre alt. Ich lief mit meinen Eltern spazieren. Noch heute habe ich das Bild vor Augen. In der Einfahrt ihres Elternhauses sprang sie gekonnt mit einem Hüpfseil. Sie trug ein kurzes Kleid und ihre Haare kurz geschnitten. Das ist Anne. Sie wird demnächst mit dir zur Schule gehen, sagte meine Mutter. So kam es: dreizehn gemeinsame Schuljahre.

Wir wohnten am Stadtrand. Unsere Schulwege waren lang, aber nie langweilig. Viel Zeit sich zu unterhalten: über die Schule, die Lehrer und natürlich auch über die Jungs, aber am wichtigsten waren die tröstenden Worte damals, als unser Klassenlehrer mich ein ‚Mondkalb‘ nannte und noch wichtiger ihr Verständnis, als ich mich von unserer Chemielehrerin ungerecht benotet fühlte. An einer Hainbuchenhecke, wo unser gemeinsamer Weg sich teilte, standen wir Tag um Tag eine gefühlte Ewigkeit und redeten und redeten bis ein Blick auf die Uhr verriet, dass zu Hause nicht nur ein Mittagessen, sondern auch besorgte Mütter auf uns warteten. Nach dem Mittagessen telefonierte ich, um dann nach geraumer Zeit zu beschließen, dass es noch besser sei, sich zu besuchen.

Nach dem Abitur entschied ich mich dafür, eine Ausbildung in einem Atelier zu beginnen. Heike war bereits im dritten Lehrjahr. Über sie wurde viel geredet. Dass sie jeden Freitag früher ihre Arbeit beendete, um mit dem Zug in die zweihundert Kilometer entfernte Landeshauptstadt zu fahren, wo ihr Verlobter sie erwartete. Dass dieser sie montags mit einem außergewöhnlichen und außergewöhnlich teuren Sportwagen wieder zurückbrachte.

Als ich sie dann zum ersten Mal sah, fiel mir sofort der wertvolle Verlobungsring an ihrem Finger auf. Wir alle

beneideten Heike um ihren Millionär. Sie hatte Max kennen gelernt während ihres Blockunterrichts der Berufsschule irgendwo in einer fremden Stadt weit weg von zu Hause irgendwann abends in irgendeiner Disco. Ihm gefiel, dass Heike die Getränke zahlen wollte, auch für ihn, da sie dachte, als Student sei er knapp bei Kasse. Ich mochte schon damals Heikes freundliche und unaufgeregte Art mit ihren Mitmenschen umzugehen. Ein Jahr später musste auch ich für ein paar Wochen zum Blockunterricht und auch ich lernte meinen späteren Mann kennen. Nach unseren Ausbildungen zogen Heike und ich zu unseren Partnern. Wir sahen uns oft und waren uns ein Stück alte Heimat in der neuen und erlebten, wie wohltuend es ist, so zu reden, wie uns der Schnabel gewachsen war.

Mit Ellen zusammen studierte ich Pädagogik. Wir trafen uns ständig. Wir hatten nahezu identische Fächerkombinationen, besuchten gemeinsam Vorlesungen und Seminare, absolvierten dieselben Praktika, pflegten gleiche Freundschaften. Wir waren uns im Denken sehr nahe, schwammen auf der gleichen Wellenlänge. Und wir bildeten eine Fahrgemeinschaft. Ellen und ich wohnten nur wenige Kilometer voneinander entfernt. Wie viele Fahrten lang analysierten, philosophierten und debattierten wir? Wie oft standen wir ins Gespräch vertieft und wie lang vor allem bei Wintereinbruch vor dem Engelbergtunnel im Stau? Kein Thema blieb an der Oberfläche. Wir spielten uns die Gedanken zu wie platzierte Pässe beim Fußballspiel oder geschickt gestoßene Kugeln über mehrere Bande bis zum erfolgreichen Einlochen beim Billard. Die Fahrt wurde zur Nebensache, die Gespräche waren erfüllend und beseelten uns über das Studium hinaus.

Eine Heirat, zwei Kinder –ein Zwillingspärchen– und ein Haus später begegnete mir Karin. Als ich mich dem Kindergarten näherte, um meine Beiden abzuholen, fiel sie mir sofort auf. Sie trug einen blass-rosafarbenen Mantel, eine Brille, dunkle Haare und ihr Citroën war der Hingucker, wenn er vor Fahrtantritt hydraulisch in die Waagrechte gebracht werden wollte. Wir kamen sofort ins Gespräch. Unsere Mädchen wurden schnell beste Freundinnen, so wie wir.

Da waren so viele Gemeinsamkeiten. Auch sie war erst vor kurzem zugezogen, unser Hobby das Lesen und auch sie hatte den Beruf der Lehrerin erlernt. Innerhalb eines knappen halben Jahres verlor sie ihre Mutter, ich meinen Vater. Dann der mühsame Versuch, uns das Gitarrenspiel anzueignen und immer wieder Unternehmungen, Spieleabende, Kurzurlaube mit Ehemännern und Kindern.

Noch einmal nehme ich die Umschläge in die Hand. Ein letzter prüfender Blick, bevor sie ihren Weg nehmen.

Anne und ihr Mann Rolf haben den längsten Anfahrtsweg. Noch immer hat Anne einen Kurzhaarschnitt. Das letzte Mal in einem Kleid habe ich sie allerdings vor mehr als 30 Jahren gesehen. Das war bei ihrer eigenen Hochzeit. Rolf ist erfolgreicher Geschäftsführer eines mittelständischen Unternehmens, während Anne sich ehrenamtlich im Hospiz unserer Heimatstadt engagiert. Dort findet sie für Menschen, die dem Tod ins Auge blicken, die richtigen Worte richtig dosiert und ist ihnen eine sehr gute Zuhörerin gleichermaßen.

Heike kommt alleine. Sie ist schon seit vielen Jahren von Max geschieden. Sie steht fest im Leben und hat sich ihr positives Denken bewahrt. Neulich erzählte sie mir mit einem Schmunzeln im Gesicht, dass ihr Exmann sich bei ihr gemeldet habe und sie hätten sich auf einen Kaffee getroffen. Max lebe mittlerweile von HartzIV. Er hatte den Familienbetrieb seiner Eltern verkauft, sich selbstständig gemacht und ist schlussendlich damit gescheitert.

Ellen und ihr Mann Alex sind beide Lehrer an einer Waldorfschule. Ich bin sicher, sie sagen zu. Mit Ellen fahre ich hin und wieder nach Stuttgart. Dann besuchen wir ein Museum und machen uns einen Spaß daraus,

uns genau mit den Kunstwerken zu beschäftigen, mit denen wir fremdeln. Lange stehen wir dann davor und enträtseln wie möglicherweise der Schöpfer von ‚Neckartorschwarz‘ das Anthrazit aufgebracht hat und mit welcher Botschaft. Immer im Blick der diversen Aufseher, misstrauisch beäugt bis schließlich der ein oder andere uns darauf aufmerksam macht, dass wir den Abstand zum Bild einhalten müssen, damit der Alarm nicht ausgelöst wird.

Ellen und ich: die Gedankenspiele funktionieren noch - wie früher. Karin weiß schon Bescheid, dass ich den 60igsten groß feiern möchte. Sie hat den Termin für sich und ihren Mann Fred bereits notiert. Vor knapp fünf Jahren bekam sie die Diagnose Brustkrebs. Als die Haare nach der Chemo wieder langsam begannen zu wachsen, entschied sie sich, sie nicht mehr zu färben. Grau oder Silber, wie wir stattdessen gerne sagen, steht ihr ausgesprochen gut.

Als sie mir damals von ihrer Krankheit erzählte, hatte ich ihr angeboten, mit ihr zusammen zu walken. Sie sagte zu. Seither laufen wir mehrmals die Woche mit unseren Stöcken durch den Wald, die Gesprächsthemen gehen uns nicht aus. Wir gehen synchron – im Geiste wie zu Fuß.

Doch, ich freue mich auf meinen runden Geburtstag und auf das Beisammensein mit meinen Freundinnen. Begegnungen geben Freundschaften Raum, Frohsinn, ein sich Einfühlen, ein sich Erinnern oder ein Schweigen da, wo es gewollt ist. Wiedersehen sind die Möglichkeit Freundschaften zu vertiefen, Gesprächsfäden wieder aufzunehmen und noch reicher zu werden - nicht nur an Jahren.

Claudia de Buhr

## Freundschaft

Ich komme aus der schwärzesten Ecke des Schwarzwaldes und verlebte in einem kleinen Weiler, mit nur wenigen Häusern die noch dazu alle weit voneinander entfernt standen, inmitten von Feld, Wald und Wiesen eine wundervolle Kindheit. Wir waren wenige Kinder unterschiedlichen Alters, die sich alle miteinander zum Spielen trafen. Wir wuchsen sehr naturverbunden auf und fanden immer eine gemeinsame Beschäftigung, trotz der Altersunterschiede.

Unter den Kindern war auch mein Freund Christian, zwei Jahre älter als ich und was er für mich als kleiner Junge getan hat, werde ich ihm nie vergessen. Diese wundervolle Kindheit, so abgelegen in der Natur, hatte auch einen kleinen Haken. Direkt neben uns wohnte mein Großvater. Nach außen hin der katholische, streng gläubige Familienvater und Ehemann meiner viel zu gutmütigen Großmutter, doch im Grunde von einer tiefsitzenden Wut getrieben eigentlich ein falsches Leben zu führen. Er war homosexuell und das ließ sich nun so gar nicht mit der Kirche und seinem Glauben vereinbaren. Heute verstehe ich seine Wut auf uns, die ungewollte Alibi-Familie. Das Gefühl nach Meinung der Kirche ständig in Sünde zu leben, muss unerträglich gewesen sein. Ich kann es verstehen, aber es entschuldigt nicht, was er uns dadurch so manches Mal angetan hat. Meine Mutter hat schon früh beschlossen meinen Bruder und mich von ihm fernzuhalten, so gut wie es eben möglich ist, wenn man direkt nebeneinander wohnt. Und das habe ich immer als richtig empfunden. Sobald ich mit vier Jahren in den Kindergarten kam, musste ich jeden Morgen mit dem Bus in den Hauptort unserer Gemeinde fahren. Zusammen mit Christian der bereits die Schule besuchte. Zur Bushaltestelle musste ich einen halben Kilometer laufen. Und oft fuhr mein Großvater an mir vorbei zur Arbeit. Meistens schaffte ich es mich rechtzeitig zu verstecken, denn wenn ich noch alleine war und auf Christian wartete, hielt ich aus gutem Grund Ausschau nach dem silbernen Wagen mit dem schwarzen Dach. Wenn ich es nicht schaffte mich rechtzeitig zu verstecken, dann hielt mein Großvater an und passte mich an der Bushaltestelle ab.

Ich glaube er hatte eine diebische Freude daran meine Mutter damit auf die Palme zu bringen. Er erzählte mir dann wie böse meine Mutter sei. Mir klopfte das Herz bis zum Hals, meine Knie fingen an zu zittern. Mit brüchi-

ger Stimme versuchte ich von mir abzulenken. Es zog zu Hause meistens noch einen heftigen Streit zwischen ihm und meiner Mutter nach, wenn ich ihr erzählte, dass er wieder da war. Ich spürte, dass es kein gut gemeinter Besuch war und dass keine großväterliche Liebe im Spiel war. Auch Christian hatte eine Heidenangst vor meinem Großvater, denn manchmal bekam er diese Besuche an der Bushaltestelle mit. Und das muss man wissen um zu begreifen, wie mutig dieser erst sieben Jahre alte Junge damals war... Denn eines Tages hatten wir es mal wieder nicht geschafft uns rechtzeitig zu verstecken. Mein Großvater stieg aus und kam auf uns zu. In diesem Moment fingen bei mir bereits die Tränen an zu laufen. Wie angewurzelt blieb ich stehen und hoffte darauf, dass gleich der Schulbus um die Ecke biegt. Christian kam zu mir, stellte sich neben mich und nahm meine Hand in die seine. So standen wir meinem Großvater gegenüber. Er kochte vor Wut und sagte zu Christian er solle mich sofort loslassen und fort gehen. Christian blieb stehen. Er blieb stehen und sagte einfach nur: "Nein". Mein Großvater drohte ihm, ihn zu schlagen, doch er blieb ruhig stehen und hielt meine Hand. In dem Moment, als mein Großvater zu einer Ohrfeige ansetzte kam unser Schulbus angefahren, der uns erlöste. Mein Großvater ließ von meinem Freund ab. Ich weiß, dass er damals genauso große Angst hatte wie ich, aber er war in diesem Moment richtig mutig und trotzte als kleiner Junge einem erwachsenen Mann. Immer wieder habe ich mich gefragt, ob er ihn tatsächlich noch geschlagen hätte, wäre der Bus nicht rechtzeitig gekommen. Meine Angst ist auf jeden Fall ein ganzes Stück kleiner geworden, wenn Christian da war. Das werde ich ihm nie vergessen. Nachdem wir weggezogen sind, hatten wir lange keinen Kontakt mehr, doch über Facebook habe ich ihn wieder getroffen, in der digitalen Welt. Ich erzählte ihm diese Geschichte und bedankte mich 30 Jahre später dafür bei ihm. Er hatte die Sache bereits vergessen. Ich habe sie ihm nie vergessen. Ich glaube kein Freund hat je mehr etwas Mutigeres für mich gemacht. Freundschaft braucht nicht viel. Freundschaft braucht keine teuren Geschenke. Freundschaft braucht einfach nur füreinander da zu sein, auch in schlechten Zeiten. Freundschaft braucht nur im richtigen Moment die Hand des anderen zu halten und damit zu zeigen, dass der andere nicht alleine ist, dass ihm jemand beisteht.

Natalie Dürr

Lasst den Wind zwischen euch wehen,  
damit eure Freundschaft nicht mag vergehen.  
Nicht einengen, meinte schon Khalil Gibran,  
denn Freundschaft darf sein wie ein Membran.

Eine Jede hat ihre Bestimmung.

Es braucht zur einen manchesmal eine andere.

Je nach Gaben der Auserwählten können diese trösten die Gequälten.

Oder sie teilen Interressen in Freuden.

Erwarten unsere Rückkehr,wenn wir verreisen.

Sind in Gedanke bei uns, wenn wir noch sind auf Schienen und Gleisen.

Sie finden uns schön, innen wie außen, auch wenn wir kommen abgemüht von draußen.

Sie machen sich nicht immer um uns Sorgen. weil sie segnen auch das Morgen.

Können ein Teil der Familie werden, weil sie erfüllen der Seelengebärden.

Falls sie einmal vor uns gehen, lassen sie für uns der Liebe Wärme und Frieden wehen.

Marion Eppinger



## Können Maikäfer Freunde sein?

Welch eine Freude hatten wir als Kinder, einen Maikäfer gefunden zu haben. Der Kabbelte auf unserem Arm und wurde identifiziert: Ist es ein Müller mit etwas weißlich überhauchten Flügeln? Oder ist es ein Schornsteinfeger mit dunkelbraunen Flügeln? Und dann ging die ganze Kindergartengruppe, wohlgermerkt 2 und 2 in einer blauen, roten oder gelben Leine mit der Kindergärtnerin in den Lustgarten (es war in Potsdam während des Krieges) und spielte unter den blühenden Kastanienbäumen: Mai ist's und ein Käferlein kommt zur Erd' heraus, sucht auf einem Bäumelein sich ein grünes Haus ... und sangen dazu das Lied von den Maikäferlein. Selbstverständlich wurden die Maikäferlein auch gemalt. Es war Krieg, das Malpapier waren kleine graue Zettelchen und die kurzen Holzbuntstifte waren oft bis zum Holz abgemahlt.

Auch in der auf die Kindergartenzeit folgenden Schule war die Freude an Maikäfern groß. Sie wurden manchmal zur Maienzeit mit in die Klasse gebracht. Wer hatte den schönsten Maikäfer? Wie herrlich ist es doch, sie fliegen zu sehen! Dazu wurde einmal ein Maikäfer in einer Streichholzsachtel mitgebracht und mitten im Unterricht aus seinem Gefängnis entlassen und summte frei zum Vergnügen aller Kinder durch den Klassenraum. „Wer war das?“ rief die gestörte Lehrerin. Sie fand die leere Streichholzsachtel, das Fenster wurde weit geöffnet und der fliegende Käfer in die freie Natur entlassen. Die Veranstalterin aber wurde verklagt zu einem Tadel ins Klassenbuch.

Einige Jahre später - ein Ruderbootausflug über den Templiner See bei Potsdam. Nach schöner Fahrt bei Sonnenschein legten wir gegenüber am anderen Ufer an, wo viele Büsche im jungen Maiengrün standen. Bei der Rast im Grünen entdeckten wir, daß wir nicht alleine waren: ein Busch war auserkoren, Restaurant zu sein für einen großen Schwarm der von uns geliebten Maikäfer. So ein großes Heer von diesen lieben Tierlein hatten wir noch nie gesehen! Wie herrlich! Aber die Freude wurde getrübt, denn der Busch mußte fast alles Laub opfern. Einige der sonst so seltenen Maikäfer durften die Rückreise über den See mit uns machen: Bäcker, Müller, Schornsteinfeger und noch ein paar mehr für die Brigitte, die Helga, die Liesel und die Jutta. Wir waren ja eine reine Mädchenklasse, wie damals üblich. 10 Jahre

später in der Schweiz. Die Obstbäume blühten herrlich in dem schönen Garten. Als nach einigen Wochen die Bäume in üppigem Grün standen und Früchte angesetzt hatten, war der Zwetschgenbaum Restaurant von einem Maikäferheer. Wie sollten Zwetschgen wachsen können an einem Baum, der fast kahl gefressen war? Der Zwetschgenbaum wurde feste geschüttelt und es prasselte – Maikäfer-Früchte! Die wurden aufgesammelt und fanden ihr Ende in einem Eimer kochenden Wassers.

Die große Liebe zu der netten, lustigen Krabbelgesellschaft, deren Konterfei an Pfingsten zur Freude von Groß und Klein in Schokolade verschenkt wurde, ging seither zu Ende, nicht mehr mit Schütteln, sondern mit giftigen Nebelschwaden. Dieses war einst ein Trostlied für kleine Kinder, die traurig waren oder ein Wehwehchen hatten:

Anna Katharina Fock



Viele Gedanken gingen mir zum Thema „Freundschaft“ durch den Kopf und ich hatte auch schon klare Vorstellungen, was ich zu Papier bringen wollte – nämlich eigene Erfahrungen.

Dann verbrachte ich einen wunderbaren Nachmittag mit zwei Freundinnen zum „kreativen Schreiben“. Unsere Aufgabe war es, ein Märchen zu kreieren und zwar mithilfe von acht Impulsen, die jeder von uns von verdeckten Stapeln ziehen musste. Die Regel war: Man dreht das erste Kärtchen um, schreibt, was einem dazu einfällt, dreht dann das nächste Kärtchen um, schreibt den nächsten Abschnitt usw.

Ich fand folgende acht Begriffe:

**ein Musiker – in einer U-Bahn – musizieren – ein Zauberer – der blind war – ein Taxi – ein Lagerfeuer – eine Tür entdecken**

Mit Neugierde begann ich von einem Musiker zu schreiben, ohne zu wissen, wie das Märchen enden würde. Das einzige, was ich mir vornahm, war, das Thema „Freundschaft“ in mein Märchen einzubauen.

Und hier ist es: Ich gab ihm den Titel

## Hymne an die Freundschaft

Es war einmal ein Musiker, der seine Musik über alles liebte und dessen sehnlichster Wunsch es war, mit seiner eigenen Musik viele Menschen zu berühren. Tag für Tag saß er allein in seiner winzigen Wohnung, musizierte und komponierte.

Er lebte in einer Großstadt und fuhr jeden Tag mit der U-Bahn zu seiner Arbeitsstelle, einem Theater, in dem er allabendlich im Orchestergraben saß und die Kompositionen berühmter Menschen mit seinem Cello begleitete. Sein großer Traum war es aber, dass seine eigenen Kompositionen einmal gespielt und aufgeführt würden. All seine freie Zeit verbrachte er mit Komponieren - allerdings war er bisher nicht zufrieden, da er sich eingestehen musste, dass er zwar außerordentlich gefühlvoll die Musik anderer zu interpretieren vermochte, es ihm aber bisher versagt geblieben war, selbst ausreichend Gefühle in seine Kompositionen einzubringen.

Recht betrübt saß er eines Tages wieder einmal in der U-Bahn und betrachtete die vielen Menschen in seinem Abteil. Einige hantierten mit dem Handy, andere lasen Zeitung oder sahen aus dem Fenster. Aber es gab auch welche, die sich ernsthaft und angeregt unterhielten, die miteinander lachten und scherzten. Und da erkannte er sein Dilemma: Er war allein, ein Einzelgänger, ohne soziale Kontakte, ohne Freunde. Nur im Orchester beherrschte er das Zusammenspiel mit seinen Kollegen und auch das nur mithilfe eines Dirigenten. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen: Meine „Hymne an die Freundschaft“ werde ich nie komponieren können, wenn ich nicht selbst zu einer wahren, ehrlichen Freundschaft fähig bin. Wo finde ich ihn also, den treuen, wahrhaften Freund? War es Schicksal, dass er justament an diesem Tag neben einem blinden Mann saß und dass ausgerechnet dieser ihm unbekannte Mensch zulächelte? Es war ein so warmherziges, wisendes und weises Lächeln, dass der vereinsamte Musiker regelrecht erschauerte und nicht umhinkonnte, als zurückzulächeln und sein Herz zu öffnen.

Von nun an begegneten sich die beiden jeden Tag, sie lächelten sich weiter an und begannen miteinander zu sprechen. Der Musiker bedauerte inzwischen die freien Tage, an denen er nicht U-Bahn fuhr und so die Begegnung mit dem Blinden nicht zustande kam. Mit der Zeit trafen sie Verabredungen, besuchten sich gegenseitig, aßen gemeinsam, machten lange Spaziergänge und unternahmten die unterschiedlichsten Dinge. Sie genossen intensive Gespräche, aber auch die Ruhe und Stille, die zwischen ihnen herrschen durfte.

Der Musiker erkannte erst jetzt, wie einsam er all die Zeit über gewesen war. Nach jeder Begegnung mit dem neuen Freund fiel es ihm leicht, an seiner Komposition weiterzuarbeiten. Seine Hymne füllte sich mit Gefühlen. Plötzlich war es einfach für ihn, Freude, Liebe, Glück, aber auch Wehmut, Traurigkeit, Wut oder Hoffnung musikalisch auszudrücken, denn er war nun fähig, all diese Emotionen selbst zu empfinden.

Die beiden Freunde erfuhren nach und nach alles voneinander und eines Tages offenbarte der blinde Freund, dass er ein Zauberer sei, der es sich zur Aufgabe gemacht habe, einen Menschen von seiner Einsamkeit zu befreien.



Und dann kam der Tag, an dem der blinde Zauberer seinen musikalischen Freund zu einer Fahrt aufs Land einlud. Sie fuhren mit dem Taxi zu einem romantisch gelegenen See, der von Bergen umgeben war. Musik lag in der Luft und schwirrte dem Komponisten durch den Kopf. Das Dasein erschien bunt, aufregend und lebenswert. Sie blieben den ganzen Tag und abends setzten sie sich ans Lagerfeuer. Der Musiker summt glücklich neue Melodien vor sich hin, bis ausgerechnet der Blinde den Kopf hob, auf ein Gebüsch zeigte und ausrief: „Dort verbirgt sich eine Tür! Lass sie uns öffnen!“. Und tatsächlich: Als die beiden Freunde das Gebüsch genauer in den Blick nahmen, entdeckten sie eine alte Tür. Mit klopfendem Herzen drückte der Musiker die Klinke herunter und öffnete sie langsam und mit angehaltenem Atem. Was sie dann sahen, war einfach wunderbar.

Nur wenigen Menschen wird es gestattet, einen Blick in die Zukunft zu werfen. Doch den beiden Freunden wurde dieses Wunder zuteil.

Sie sahen in einen ausverkauften großen Konzertsaal. Unserem Musiker wurden für seine „Hymne an die Freundschaft“ stehende Ovationen entgegengebracht. Der Applaus nahm kein Ende und viele Blumensträuße fielen auf die Bühne.

Den größten und buntesten überreichte der Umjubelte schließlich mit einem warmherzigen, wissenden und weisen Lächeln einem Herrn, der in der Mitte der ersten Reihe saß und ihn mit feuchten, glänzenden und sehenden Augen entgegennahm.

Doris Ginter



## Freundschaft - eine ganz besondere!

Sie begann am 3.8.1995.

Es war ein sehr sonniger Sommertag, doch gegen 17.00 Uhr mußte ich mit meiner Gartenarbeit aufhören, um das Vesper zu richten, da mein Mann bald von der Arbeit kam. Bevor ich ins Haus ging, warf ich noch einen Blick auf die Straße (man muß ja wissen was läuft!) wenn sich welche unterhalten!

Da stand dann Frau Lächler und Frau Pross mit 2 Ehepaaren da, riefen mir gleich zu, da kommt „ die rechte“ die kann ihnen weiterhelfen, Warum? Weshalb? Herr und Frau Salenson , sowie ihr Cousin Eric Bourcet waren aus Avignon angereist um endlich mehr über ihren Geburtsnamen zu erfahren – man höre und staune- sie ist eine geborene Bourcet -!

Mein Mann kam dann erst 1 Stunde später von der Arbeit, ich lud sie ein, zu einem zünftigen schwäbischen Vesper - selbstgemachtes Brot aus dem Backhaus , „Bixawurst“(Dosenwurst) usw. sowie Getränke, natürlich Cidre (Apfelmost) aus der Bretagne), da mein Mann ja aus der Bretagne kommt. Im Gartenhäuschen ging es recht fröhlich zu, auf einmal sagte mir Lucile Salenson ( sie war Deutschlehrerin), Birgit da gibt es noch ein kleines Häuschen in der Nähe von Calw, ja das konnte nur das Welsche Häusle“ sein, also fuhren wir dahin, mein Mann konnte da einiges erzählen.

Danach nahm mich Lucile am Arm , sie fing an zu singen in deutsch, --- Abendstille überall, nur am Bach die Nachtigall,-- der Mond ist aufgegangen, --- wir hatten alle nicht bemerkt, dass wir durch unser Singen immer weiter vom Welsche Häusle wegkamen und zuletzt in Neuhengstett angekommen sind.

Die Männer mußten dann die Autos in der Nacht holen! Nun nahte langsam der Abschied, doch es war kein Abschied!! -- sondern nun begann alles erst recht, wir fuhren mit Lucile und Michel im darauf folgenden Jahr in die Waldensertäler nach Bourcet.

Da in Torre Pellice zu dieser Zeit die ganzen Übernachtungsmöglichkeiten ausgebucht waren, haben wir in „La Gianavella Quartier gefunden. Es befindet sich im Wald – direkter Kontakt zur Natur und nur über Feldwege zu erreichen! Nur Matratzenlager, kein warmes Wasser, wir mußten Holz sammeln gehen, um Feuer zu machen,

Nachts grunzten die Wildschweine vor dem Haus! Doch was haben wir gelacht !! -- Lucile meinte, das ist Natur pur ---! man kann es kaum nach vollziehen wie die Menschen gelebt haben! In diesem Haus hat Josué Janval Zuflucht gefunden, ein Volksheld der Glaubenskriege. Nach 4 Tagen mußten wir dann wieder einmal auf Wiedersehn sagen! --- doch das „Wiedersehn“ gibt es jährlich - einmal in Avignon - einmal in Neuhengstett, sowie telefonischen Kontakt, seit 1995.

Es ist was wunderbares, fremden Menschen zu begegnen, und so eine ehrliche, innige Freundschaft zu haben, in guten Tagen, wie in schlechten Tagen!

Ich wünsche mir, dass noch viele solche Freundschaften entstehen und bestehen bleiben!

„Lux lucet in tenebris!“

Birgit Guillaume

## FREUNDSCHAFT, DAS IST EINE SEELE IN ZWEI KÖRPERN. Aristoteles

Sonntagnachmittag. Sonne. Endlich, nach den vielen kalten Regentagen mitten im August. Leben auf der Hauptstraße. Luftige Kleider, Flip-flops, Hotpants. Tische und Stühle stehen vor den Cafés, in den Schaufenstern die neue Herbstkollektion, vor der Eisdielen eine Menschenschlange. Kinderwagen und Skateboarder, Fußgänger und Radfahrer schlängeln sich aneinander vorbei, Jungs und Mädchen witschen mit ihren Inlinern zwischendurch.

Endlich wieder ein Sommertag. In der Nebenstraße ist es ruhig. Eine Allee, Sitzbänke zwischen den Bäumen, Vogelgezwitscher, ein paar parkende Autos vor den Wohnhäusern, ein Seniorenheim. Ich sitze auf einer dieser Bänke. Hunde werden Gassi geführt, eine Frau quält sich an Krücken wenige Schritte vorwärts, dann hält sie, dreht wieder um. Ein pfiffiger Alter huscht auf seinem motorisierten Rollstuhl vorbei, eine Dame schleicht mit ihrem Rollator, vollgepackt wie zu einer Weltreise, ganz langsam daher.

Ein kleiner wuseliger Mann schiebt einen schweren Rollstuhl den Gehweg entlang. Er hält neben mir. „Heute geht es ihr besser“, sagt er. „Seit sieben Jahren ist sie in diesem Zustand.“ Abwesend, keine Mimik, keine Gestik, kein Blick, keine Regung. „Demenz, Alzheimer. Es kam ganz schnell“, sagt er. Ein paar Jahre habe er sie zu Hause betreut. Bis es nicht mehr ging. „Sie war so hilflos, konnte keine Minute allein bleiben.“ Dann sei sie in dieses Heim gekommen – und seitdem ist er jeden Tag bei ihr. Jeden Tag, ohne Ausnahme, von 11 bis 18 Uhr, seit sieben Jahren. Er streichelt ihr Gesicht, schaut in die ausdruckslosen Augen, sagt: „Mein Mäuschen.“

Er sorgt für sie, wechselt die Windeln, fährt sie spazieren, spricht liebevoll mit ihr, liest ihre Wünsche aus dem nichtssagenden Gesicht. Er setzt sich neben mich auf die Bank, holt ein abgegriffenes Ledermäppchen aus der Hosentasche, klappt es auf. „Das ist sie“, sagt er, „vor der Krankheit“ - und ich sehe das Bild einer attraktiven, lachenden Frau. Blonde Locken, ein Kölsch vor sich auf dem Tisch, Lebenslust. Und in seinem Gesicht ein immer noch verliebtes Lächeln, als er das Foto in den Händen hält. „Wir hatten eine schöne Zeit, Mäuschen“, sagt er und streichelt zärtlich ihre Wange. Es sprudelt aus ihm heraus. In Pommern 1935 gebo-

ren, als Kind auf der Flucht, nach vielen Umwegen irgendwann in Magdeburg gelandet, 15-jährig zieht es ihn in den Westen, nach Köln, allein. Hier findet er Arbeit. Dreher lernt er, Einser-Abschluss. Er verliebt sich, die Eltern des Mädchens verbieten den Kontakt zu dem Flüchtlingsjungen. Wieder war er allein.

Doch bald kommt eine neue Liebe, er heiratet. „Eine liebe Frau,“ sagt er und erzählt vom Urlaub am Schliersee, auf Borkum, in Tirol. Sie sind glücklich. Er wird in seiner Firma befördert, mag die Aufgaben, die Kollegen, bleibt ihr 40 Jahre treu. Und noch immer glüht er, wenn er von seiner Arbeit erzählt. Dann stirbt seine Frau. Es kam schnell und unerwartet. Krebs. Und erst um die 50 Jahre alt. Er greift in die Hosentasche, holt das Ledermäppchen, klappt es auf, zeigt mir ein Foto. „Das ist sie,“ sagt er und lächelt. Und ich sehe eine strahlende Frau im Karnevalskostüm - und seinen liebevollen Blick.

Die Jahre vergehen. Die Welt dreht sich weiter. Es ist wie es ist. Dann entdeckt er eine Annonce in der Zeitung. Eine Witwe sehnt sich wieder nach Lebensfreude, nach Kontakt, nach einem Mann. Will Trauer und Enttäuschungen überwinden. Er antwortet, sie treffen sich, sie finden sich sympathisch, sie mögen sich, sie leben zusammen. Sein Lebenshungrer und seine Energie muntert sie auf. Sie reisen zusammen. An den Schliersee, nach Borkum, nach Tirol.

Bis die Krankheit kam. Schnell und unerwartet. Inzwischen ist er im Rentenalter, will sie pflegen, aber schafft es nicht allein. Sie braucht Rundumpflege. Seit sieben Jahren ist er täglich hier bei ihr im Pflegeheim. Noch einmal holt er das Ledermäppchen aus der Hosentasche. Ein kleines verknittertes Schwarzweiß-Foto zaubert er hervor. „Da war ich dreizehn“, sagt er und strahlt. Bäuchlings liegt er im Gras, dunkles Haar, die Unterarme aufgestützt, grinsendes Gesicht. Und auf dem Rücken sitzt ein fröhliches Mädchen im Badeanzug. „Meine erste Freundin, ein schwedisches Mädel,“ und ich sehe die leuchtenden Augen eines alten Mannes. Plötzlich steht er auf. „Sie will zurück“, sagt er und fährt mit ihr Richtung Heim.

Marianne Haynold

## Das doppelte Lottchen

Heute noch bei Schülertreffen nenne sie uns das doppelte Lottchen. Wir, Margot und ich, sind inzwischen 75 Jahre.

Unsere Freundschaft begann 1949 in der Pfalz. 1945 wurden wir von den Russen aus Breslau, unserer Heimat, vertrieben. Meine Mutter mit fünf Kindern, das sechste wurde auf der Flucht in Bad Flinsberg geboren. Wir wurden dann nach Waidhaus an der Tschechischen Grenze gebracht. Dort warteten wir, bis unser Vater 1947 aus der russischen Gefangenschaft kam.

1948 kam wieder ein Baby. Da mein Vater in dieser armen Gegend keine Arbeit fand, wurde uns die Pfalz empfohlen. Wir sechs ärmlich gekleideten Kinder, meine Mutter mit dem Baby auf dem Arm und mein von dem Krieg und der Gefangenschaft gezeichneter Vater wollte keiner aufnehmen. Wir kamen in einer Umkleidekabine vom Theater unter. Kein fließendes Wasser, kein Ofen, keine Toilette. Am nächsten Tag mussten wir Kinder in die Schule. Von da an begann eine wunderbare Freundschaft mit Margot.

Sie hatte dunkle geflochtene Zöpfe. Ich hatte ganz kurze helle Haare, weil wir oft Läuse hatten. Die Kinder wurden von zu Hause angewiesen, nicht mit den Flüchtlingskindern zu spielen. Margot und mich konnte niemand trennen. Sie hatte kranke Augen, die morgens nicht aufgingen, sie waren ganz verklebt. Ich holte sie jeden Morgen ab und führte sie in die Schule. In den Pausen spielten wir zusammen und nach der Schule gingen wir den selben Weg wieder heim. Wir dachten uns eine eigene Sprache aus und konnten bald alle Wörter rückwärts sagen. Zum Beispiel Hallo – ollah oder Schule – elusch. Die anderen Kinder konnten uns nicht verstehen. Zu schönen Sachen sagten wir die sind hässlich, zu kurz – lang usw..

Es war unsere eigene Welt. Bald durfte ich auch heim zu Margot. Es war eine Traumwelt für mich. So viele Spielsachen, eine Wohnung mit so vielen Räumen und einem Garten. Ich bekam die abgetragenen Kleider und Schuhe von ihr, musste aber sehr oft in die Kirche, weil die Mutter sehr fromm war.

Bald gingen wir zur ersten Heiligen Kommunion, auch nebeneinander, und auf einmal hießen wir das doppelte Lottchen. Jungs konnten uns nicht auseinander bringen. Bei Margots erstem Kuss war ich dabei und wir lachen heute noch darüber, weil der Kerl so groß war und sich bücken musste und sie die Hände in den Manteltaschen hatte.

Margot musste dann als Putzmädchen auf eine Krankenstation nach Ludwigshafen. Ich kam in eine Bäckereifiliale, wo ich den ganzen Tag allein verkaufen durfte. Ich war 14 Jahre. Margot schrieb mir immer wieder ich soll doch auch als Putzmädchen kommen, es wär so toll. Nach 1,5 Jahren ging ich dann zu ihr, aber es war fürchterlich. Sie gab es auch zu, aber sie wollte mich doch bei sich haben. Die Nonnen passten auf uns auf, wir durften nicht mal ohne Aufsicht zum Zahnarzt um die Ecke. Ich hielt es nicht aus und unsere Wege trennten sich.

Wenn sie Urlaub hatte, trafen wir uns in der Ortschaft. Zu jeder Tages- und Nachtzeit rief sie an, du musst schnell kommen. Sogar um 2 Uhr nachts trafen wir uns barfuß in der Straße, wo sie wohnte und tanzten den Gassenwalzer, natürlich mit Jungs, die sie auch aus den Betten geholt hat.

Margot lernte ihren Ehemann kennen, heiratete und zog nach Worms. Mein Mann kam aus dem Schwabenland und wir waren sehr weit voneinander entfernt. Da telefonieren sehr teuer war, schrieben wir uns Briefe. Geburten, Kochrezepte, lustige aber auch sehr traurige Sachen teilten wir.

Heute lesen wir, wenn wir uns besuchen, die Briefe und freuen uns darüber. Wenn wir jetzt telefonieren, sagt eine zur anderen: Na Lottchen, gerade wollte ich dich anrufen. Wir sprechen heute über Enkelkinder, Politik und über Krankheiten. Sie ist sehr krank und ich kann ihr nicht helfen. Wir sprechen viel über unsere Kindheit und Jugend, dann lachen wir viel und sind glücklich, dass wir eine so lange Zeit miteinander erleben durften.

Ingeborg Hiller

## Diese dunklen Augen

Es ist kein Traum mehr, wir sind endlich da.

Wir saugen das Bild des südländischen Wochenmarktes in uns auf, der einstimmt in eine Zeit des Schlemmens und Genießens. Leuchtende Farben, verwirrende Düfte, ansteckende Lebensfreude und lautstarke Geschäftigkeit liegen in der ligurischen Frühjahrsluft. Hier sprüht das Leben. Hausfrauenhände wühlen sich durch die Obst- und Gemüseboxen und man schwatzt sich durch den Vormittag.

Wir nehmen die Gelegenheit wahr, uns gleich mit dem Nötigsten zu versorgen: Kartoffeln, Tomaten und Olio vergine, das Kaltgepresste, finden ebenso den Weg in unseren Korb wie Nudeln, Pesto und die pikanten landestypischen Teigtaschen, die mit Gemüse, Parmesan und Kräutern gefüllt sind. Dazu wählen wir einen weißen Pinot Grigio.

Zwei herrliche Wochen an der italienischen Riviera liegen vor uns, und in ausgelassener Urlaubsstimmung fahren wir zu unserem Apartment, das am felsdurchsetzten Berghang hoch über dem Ort liegt. Über uns das lupenreine Blau des Himmels, unter uns das glitzernde Meer. Es ist unglaublich schön, hier auf der Terrasse unserer Ferienwohnung zu sitzen, die lange vermisste Sonne und all diese Delikatessen zu genießen.

Der Bissen bleibt mir im Hals stecken, als sich ein wirrer, schwarzer Haarschopf über einem neugierigen Gesicht hinter der Trennwand unseres Balkons hervorschiebt. Unter der niedrigen Stirn sprechen zwei kohlschwarze Augen ihre eigene Sprache. Die übergroße Nase endet an wulstigen Lippen, die sich jetzt in ein unsicheres Grinsen verwandeln. Beunruhigt sehen Günter und ich uns an, tauschen einen vielsagenden Blick, denn appetitlich sieht er wirklich nicht aus, der junge Italiener, zumal ihm, und das bestimmt nicht vom Anblick unseres Essens, ein Speicheltropfen aus dem geöffneten Mund rinnt. Ich bemühe mich, nicht hinzusehen.

Ungerührt drehe ich meinen Stuhl in die andere Richtung, wende ihm den Rücken zu und stochere, plötzlich appetitlos, in meinem Teller mit den mediterranen Köstlichkeiten herum. Ha ..., kommt es aus der Richtung des Balkongeländers, und wieder ha ... Hilfsuchend sehe

ich meinen Mann an. Tu doch etwas! - Aber was denn? Auch er ist wenig begeistert von der neuen Nachbarschaft. Als ich einen weiteren Blick in die Richtung wage, sehe ich nur Himmel und Meer. Ein Spuk. Es war nur ein Spuk. Der ungebetene Gast ist verschwunden. Große Erleichterung lässt uns aufatmen. Wir haben Hoffnung auf einen ungestörten Urlaub. Rasch räumen wir den Tisch ab und steigen dann durch den grünen Naturpark den abschüssigen Weg hinunter zum historischen Zentrum des Städtchens. Quirlige Geschäftigkeit empfängt uns in der chaotischen Verschachtelung der Gassen, die inmitten der restaurierungsbedürftigen Häuser uralte Kirchen verbergen. Durchs Labyrinth der altertümlichen, meist schlichten Gebäude gelangen wir zum langen Sandstrand, an dem jetzt, Anfang Mai, noch nicht viel los ist.

Ein ausgedehnter Spaziergang, begleitet vom Meeresrauschen und einer frischen Brise, versöhnt uns und lässt uns die Begegnung am Mittag vergessen. Kaum sitzen wir am nächsten Morgen beim Frühstück auf der Terrasse, als sich das Spiel vom Vortag wiederholt. Ha ..., macht er diesmal etwas forscher und verzieht den Mund auf seine eigene Art. Ich werde ihm sagen, er soll verschwinden, denke ich ärgerlich. – Hast du Hunger? Frage ich stattdessen den kräftigen Burschen, dessen Augen jetzt zu leuchten beginnen, da er unsere Aufmerksamkeit erlangt hat. Interessiert schaut er uns an. So intensiv, wie nur kleine Kinder oder geistig Schwache schauen können, und liest in unseren Gesichtern. Ich belege ein Brötchen mit Schinken und halte es dem Jungen hin. Hunger scheint er nicht zu haben, da er den Kopf zur Seite wendet. Die Armbanduhr von Günter hat sein Interesse geweckt. Wie selbstverständlich hält er dessen uhrgeschmücktes Handgelenk an sein Ohr und lauscht dem gleichmäßigen Ticken. Über sein Gesicht strahlt ein Ausdruck von Lebensfreude. Nara! Ruff die Mutter. Naragaze!

Doch wie eine Klette hängt der Junge an der Uhr und an der Terrassenbrüstung. Erst nach mehrmaligem Rufen seiner Mutter, die uns ablehnt, die den Kontakt mit uns nicht gern sieht, tritt er ins Haus. Am nächsten Tag vermissen wir ihn schon. Ob die Familie wohl abgereist ist? Wir haben uns heute einen Ausflug nach San Remo vorgenommen, die Stadt der Blumen, die

Stadt der Reichen und Schönen – im vergangenen Jahrhundert. Uns interessiert vor allem der historische Kern, und der ist außergewöhnlich: Ein überdachter mittelalterlicher Stadtteil, unter dem düstere Treppenwege in ein nahezu orientalisches wirkendes Gassengeflecht münden. Wir steigen auf und ab durchs enge schummrige Netz der Gässchen, entdecken verwitterte Reliefs und beschädigte Bogenfensterchen, verlieren uns in Ecken und Nischen, die uns ins 16. Jahrhundert zurückversetzen. Müde kommen wir Stunden später an den verwaisten Strand, an dem die Nachmittagssonne nun lange Schatten wirft.

Am Abend werden wir am Balkon schon erwartet. Diesmal durchzieht mich eine leise Freude, als wir unseren ungewöhnlichen Nachbarn herzlich begrüßen. Er ist noch da. Günter sucht nach der langen Autofahrt Entspannung im klaren Wasser des Pools, der direkt unter unserem Balkon liegt. Aufgeregt winkt mich Nara zu sich, macht Bewegungen, die Schwimmen andeuten. Dabei zeigt er abwechselnd auf mich und aufs Schwimmbecken, in dem Günter allein seine Bahnen zieht. Ich habe verstanden. Lachend schüttle ich den Kopf. Nein, ich habe keine Lust zum Schwimmen.

Ob er hören kann und nicht sprechen? Wir wissen

es nicht. Vielleicht ist er auch taubstumm? Er würde sowieso nur Italienisch verstehen. Wie auch immer. Und obwohl außer dem kleinen „Ha“ noch kein Laut über seine Lippen kam, klappt unsere Verständigung auch so sehr gut.

Eine eigenartige Freundschaft hat sich entwickelt. Eine ungeahnte Zuneigung zu diesem hilflosen Wesen macht sich breit. So lauschen wir jeden Tag aufs Neue, wenn wir draußen sitzen, auf seine schlürfenden Schritte und springen auf, wenn seine dicke Nase in Sichtweite kommt. Wir sehen nichts Unappetitliches mehr an ihm. Sein Lächeln ist für uns kein verzerrtes Grinsen mehr. Jedes Mal, wenn wir beisammen stehen, sucht Nara die Uhr am Arm von Günter, bis dieser den Chronometer abnimmt und ihn dem Jungen schenkt.

Den Ausdruck in dem entstellten Gesicht, dieses Leuchten in den dunklen Augen, die allein ihn scheinbar am Leben teilhaben lassen, werden wir nie vergessen. Der letzte Abend mit Nara ist nun vorbei. Die restlichen Tage unseres Urlaubes schauen wir immer wieder verstohlen in die Richtung, in der die verwirrende Begegnung ihren Anfang nahm.

Inge Horn



## Freundschaft

Meine Kusine spielte Handharmonika und war Mitglied in einem Harmonika-Orchester. Zu den Veranstaltungen wie Fasching, Weihnachtsfeier, Ausflüge und Konzerte hat sie mich immer eingeladen. Dort gab es einen jungen Mann – namens Walter -, der sich für mich interessierte. Es war ihm immer sehr wichtig, daß ich zu diesen Veranstaltungen kam. Mit der Zeit hat er mich zu Sparziergängen und Kinobesuchen eingeladen.

In diesem Verein gab es auch einen Jungen – namens Eugen. Eines Tages brachte er ein Mädchen namens Lore mit. Eugen und Walter waren befreundet, und so unternahmen wir ab jetzt vieles zu viert. Besonders beliebt war das Tanzkaffee im Höhenpark Killesberg.

Lore und ich verstanden uns gut, und so waren wir bald Freundinnen. Wir unternahmen vieles miteinander, wie nähen, kochen und lasen dieselben Bücher. Wir haben auch über vieles geredet, natürlich auch über unsere „Männer“.

Die Freundschaft zwischen Walter und mir wurde immer enger, während Lore sich immer öfter die Frage stellte: „Ist Eugen der Richtige?“ Um das herauszufinden, zog sie für 2 Jahre nach München. Und tatsächlich endete in dieser Zeit ihre Beziehung zu Eugen. Sie kam nach Stuttgart zurück und heiratete bald darauf. Auch wir haben in dieser Zeit geheiratet. Über eine Einladung von Lore in ihr neues Heim haben wir uns sehr gefreut.

So haben wir ihren Mann kennen gelernt, und wir haben uns gut mit ihm verstanden. Dieser Besuch wäre sicher der Anfang gewesen, sich wieder öfters zu treffen. Aber Lores Mann wurde versetzt, und so zogen sie nach Biberach. Durch Beruf und sich vergrößernder Familien ausgelastet, haben wir in dieser Zeit den Kontakt verloren.

Doch Lore war nicht vergessen, immer wieder erinnern wir uns an die Zeit mit ihr.

Sommer 1985, Urlaub im Allgäu

Nach Regentagen ein Morgen, an dem die Sonne vom blauen Himmel schien. Wir wollten den Tag nützen und sind zum Riedberger Horn gefahren. Der Weg zum Gipfel war beschwerlich. Die Wiesen waren durch Regenwasser getränkt, die Sonne schien unerbittlich und es war sehr schwül. Aber jeder Weg führt auch einmal wieder abwärts. Bei jedem Schritt spritzte das Wasser bis an die Wade. Vor uns liefen ganz gemütlich eine Frau und ein Mann.

Im Vorbeigehen machte mein Mann eine Bemerkung: „Heute ist die Luft absolut staubfrei.“ Die Frau erwiderte darauf etwas. Die Stimme – diese Stimme kannte ich doch! Und tatsächlich, es war Lore und ihr Mann! Nach freudiger Begrüßung feierten wir unser Wiedersehen in der Grasgehrenhütte und beschlossen, ab jetzt sollte der Kontakt nicht mehr abbrechen. Ein Ehepaar aus Biberach und ein Ehepaar aus Stuttgart treffen sich an einem wunderschönen Sonntag am Riedberger Horn!! Ich habe an diesem Tag das Happyend eines Mädchenromans erlebt!

Wir hielten Kontakt per Telefon und Briefen, einmal im Jahr trafen wir uns. Unsere Fahrt in den Urlaub führte uns immer über Biberach. Sie besuchten uns an unserem Urlaubsort, und wir verbrachten einen schönen Ferientag miteinander. Zum 70. Geburtstag meiner Freundin schrieb ich ihr einen Brief. Dieser Brief kam leider zurück mit dem Vermerk „unbekannt verzogen“. Was war geschehen? Sie hatten nie über einen Umzug gesprochen. Ging es ihnen nicht gut, waren sie krank, vielleicht im Alten- oder Pflegeheim? Bis heute weiß ich nicht, wohin sie gezogen sind und warum sie sich nie mehr bei uns gemeldet haben. Eines aber bleibt: die Erinnerung an eine wunderschöne Freundschaft!

Elly Höschele

## Zu Ende

Als hätte Christel auch befürchtet, dass wir an diesem Abend verstummen würden, hatte sie die Geschichte von Silvester mit Thomas und einem behinderten Mann, den sie da immer einladen, vorbereitet. Als wir beim Wein saßen, breitete sie diese in aller Ausführlichkeit aus und als sie zu Ende war: Schweigen.

Wir sind alte Freundinnen, noch aus der Grundschulzeit, bis hinein ins Studium. Als ich heiratete und Kinder bekam, endete die Freundschaft zum ersten Mal. Sie wollte mich nur ohne Anhang.

Vielleicht zehn Jahre später: Wiederbegegnung. Ein Abend in der „Kanne“. Wir sprachen darüber, wie wir leben und was wir vom Leben erwarten. Danach hörte ich wieder lang nichts von ihr. Ein Brief von mir blieb unbeantwortet.

Nach zwanzig weiteren Jahren sah ich sie bei der Beerdigung meines Vaters. Am Grab stand sie mir auf einmal gegenüber und lächelte mich an. Ich freute mich so.

Ein paar Mal trafen wir uns dann. Sie schenkte mir eine Lesemappe, die sie selbst zusammengestellt hatte: Tschechov, Brecht, Kästner... Wir gingen spazieren, saßen im Wirtshaus oder auf ihrem Balkon, tranken Wein, rauchten, schwelgten in Erinnerungen. „Ich verlasse dich niemals wieder“ versprach sie.

Und dann auf einmal der Abend, an dem wir verstummen. Wir sind nicht vertraut genug, um schweigen zu können, für mein Gefühl jedenfalls nicht. Und so rede ich mit aller Kraft gegen das Verstummen an, rede um mein Leben und um das unserer neu erwachten Freundschaft.

Ich erzähle von meinem Freund Norbert, seiner Krankheit, seinem Tod, einfach aus der Zeit, die zwischen heute und unserer letzten Begegnung vor zwanzig Jahren liegt. Wahrscheinlich ist es ihr zu viel, zu anstrengend, zu persönlich. Mitten drin sagt sie auf einmal: „Bist du böse, wenn ich dich jetzt zum Bus bringe, ich bin müde.“

Wie betäubt stammle ich: „Nein, natürlich nicht“. Wir gehen zur Haltestelle, schweigend, warten auf den Bus. Um etwas zu sagen, frage ich sie nach ihrem Feierabend. „Was machst du als Erstes, wenn du nach Hause kommst?“ „Ich mach mir was zum Essen.“ antwortet sie nach kurzem Zögern, schaut mich an, als wolle sie sagen: seltsame Sachen fragst du. Ich entblöde mich nicht, noch ein „Was?“ anzuhängen. „Ein Brot und Salat.“ Wieder Schweigen.

Da kommt der Bus. Eine kurze Umarmung. Eine kurze Fahrt in den Nachbarort. Dort wohnt meine Mutter, bei der ich drei Tage zu Besuch bin.

Das letzte Stück gehe ich weinend, selbst fassungslos über das Maß meiner Traurigkeit. Ich versuche später, im Brief zu erklären, was dieser Abend mit mir gemacht hat.

Christel versteht nicht. Sie kann doch reden oder schweigen, wann sie will und dass der Abend halt so war, wie er war und dass man laut Watzlawik nicht nicht kommunizieren kann....

Zu Ende.

Brigitte Koch

## Labern

63 Jahre...

Wie bitte?

Ja, so lange kennen wir uns schon.

Bist du verrückt? So alt bin ich doch noch gar nicht!

Das hättest du wohl gerne? Schau dich an! Du kriegst ja schon graue Haare.

Und du hast schon welche! Haha.

Schön, dass wir darüber lachen können. Dass wir überhaupt beide über dieselben Dinge lachen können.

Haben wir schon bei unserer ersten Begegnung gelacht?

Weiß nicht. Wann sind wir uns denn das erste Mal begegnet? Ich meine, bei den paar Häusern in unserer Gasse mussten wir uns ja früher oder später über den Weg laufen. Wir teilten das selbe Universum, da musste es über kurz oder lang passieren.

Ich weiß es auch nicht. Du warst einfach schon immer da. Du bist ja die Ältere.

Pah! Die paar Monate.

Und irgendwann warst du nicht mehr da. Ich wusste gar nicht was da los war.

Mir ging es genauso.

Meine Eltern sagten, ihr seid „rüber gemacht“.

Tja, und plötzlich ward ihr die von „drüben“.

Wann haben wir angefangen uns zu schreiben?

Als wir des Schreibens endlich mächtig waren. Hihi.

Und warum haben wir damit aufgehört?

Ich denke, unsere Welten haben sich zu sehr auseinander entwickelt.

Das war sicher so. Irgendwann konnte ich dir nicht mehr folgen, wusste nicht, von was du sprichst. Von Dingen, die es bei uns nicht gab.

Und mir fehlte das Verständnis für den „realexistierenden Sozialismus“.

Da folgte eine lange Schreibpause.

Nur gut, dass wir so „dicke“ miteinander waren und diese Pause schadlos überwinden konnten.

Schon erstaunlich, was man in ein paar Jahren so erleben kann.

Dadurch hatten wir wenigstens wieder was zu bequatschen. So Schule, Ausbildung und Familiengründung etc.

Ja, Familie... Heute noch ein ergiebiges Thema.

Und der Mauerfall. Wo warst du da eigentlich? Ich saß vor der Glotze, hab Rotz und Wasser geflennt und nichts begriffen.

Ich war auch zu Hause und konnte es nicht glauben. Ich hätte es gerne geglaubt, aber ich dachte nur: wieder eine Lüge mehr, die dir dein lieber Staat unterjubeln will.

Gott sei Dank war es wahr.

Ja, genau. Und so können wir zwei alten Tussis hier und jetzt festhalten: „Es war einmal...“

... und wenn sie nicht gestorben sind, dann labern sie noch heute!“

Sabine Krauss

## Freundschaft

Meine Freundschaften waren bisher recht traditionell. Sie ergaben sich aus Schule und Studium, ergänzt durch Leute aus der Nachbarschaft oder dem Sportverein. Vor 3 Jahren ergab sich aber eine hiervon abweichende ungewöhnliche Situation, die ich hier schildern möchte:

An einem heißen Augusttag saß ich im TGV nach Paris. Zusammen mit Mann und erwachsener Tochter hatten wir einen Vierertisch reserviert, an dem wir uns gerade breit gemacht hatten, als in Karlsruhe ein junger etwas schüchterner Asiate hereinkam und den 4. Platz am Tisch einnahm. Wir lächelten ihm freundlich zu und er lächelte genauso freundlich zurück. Es stellte sich heraus, dass es sich bei unserem Mitreisenden um einen 24-jährigen Koreaner handelte, der vor 2 Wochen ein Auslandsstudium in Mannheim begonnen hatte. Wir unterhielten uns auf englisch. Als wir in Paris ankamen, wusste ich schon so einiges über ihn und sein Leben. Die Stimmung unter uns Vieren war fröhlich und entspannt und wir verabschiedeten uns am Gare du Nord mit den besten Wünschen.

Am Tag danach sahen wir in einem der überaus vollen Museen der Stadt einen jungen Mann mit schwarzen Haaren winken. Es war unser Koreaner aus dem Zug. Wir luden ihn zu Kaffee und Kuchen ein, setzten unser Gespräch fort und tauschten Emailadressen aus. Wieder zu Hause entwickelte sich in den nächsten Wochen ein reger Mailverkehr. Ende Oktober kam Min uns in Stuttgart besuchen und meine Tochter und ich zeigten ihm die Sehenswürdigkeiten der Stadt. Abends gingen wir in ein koreanisches Restaurant zum Essen und Min legte uns ganz wie er es zu Hause in Korea machen würde, die Speisen auf die Teller. Seine Fürsorglichkeit und Achtsamkeit gefiel uns.

Im Dezember lud ich ihn zum Besuch des Weihnachtsmarktes in Ludwigsburg ein. Er kam, staunte und aß mit gesegnetem Appetit eine Menge Rostbratwürste. Da er gerade in Korea ein Philosophie- und Politikstudium absolvierte, waren unsere Gespräche sehr anregend. Wir saßen abends um den Tisch, tranken Bier und Min rüttelte an unseren Meinungen und Überzeugungen. Er schaffte es immer wieder, dass ich Dinge plötzlich anders sah. Mir war bald klar, dass er sein Auslandsjahr vor allem dazu benutzte, aus dem engen koreanischen Kor-

sett an Tradition und Strebsamkeit herauszukommen. Er wollte seine Freiheit genießen und Neues erleben. Ich konnte ihn so gut verstehen.

Im Januar schrieb er mir, er habe in seinem Kurs in Mannheim ein Mädchen kennengelernt. Vicky aus Hongkong sei seine neue Freundin und er wolle sie uns einmal vorstellen. Gespannt auf das Treffen lud ich die beiden ein. Seine Freundin entpuppte sich als eine sehr intelligente nette junge Frau, die uns viel über ihre Heimat und die aktuellen Probleme mit der chinesischen Führung erzählte. Wir aßen geschmelzte Maultaschen, die beide an asiatisches Essen erinnerte. Es war ein sehr schöner Abend.

Einige Wochen später stellte Min uns seine Eltern vor, die ihren Sohn in Deutschland besuchten und eine Rundreise planten. Die Mutter sprach allerdings nur koreanisch und der Vater einige Brocken englisch. Wir verständigten uns mit Hilfe von Min und den berühmten Händen und Füßen. Wieder zurück in Korea wurde unser Kontakt nicht schwächer. Min schrieb häufig und mittels Skype konnten wir uns auch übers Internet sehen. Er beendete sein Studium und folgte seiner Liebe Vicky nach Hongkong. Noch heute schreiben wir uns häufig und schicken uns gegenseitig Päckchen zu Weihnachten und den Geburtstagen.

Ich würde mangels anderer zutreffender Begriffe Min als unseren jungen Freund aus Korea bezeichnen. Ich mag ihn sehr und schätze seine empathische Art. Er kann sich so rückhaltlos freuen und sieht alles positiv. Ich könnte altersmäßig seine Mutter sein, aber ich verstehe mich nicht in der Mutterrolle. Ich will ihm nicht aus der Position der Älteren Rat geben, sondern ihn auf seinem Weg begleiten. Er ist so klug, dass er selber weiß, was für ihn gut ist.

Die kulturelle Distanz hab ich nie gespürt. Wir beide können uns gleichermaßen über die Tweets des amerikanischen Präsidenten aufregen und blühende Bäume schön finden. Wir verstehen uns auf eine tiefgründige unerklärliche Weise. Ich bin froh, Min zum Freund zu haben.

Petra Krisa

## Freundschaft

„Entschuldige bitte, ist der Stuhl neben dir noch frei?“

Ich blickte kurz auf und nickte. Sie ließ sich auf den Stuhl rechts neben mir fallen, erleichtert, denn der Hörsaal war mehr als voll, kaum gab es irgendwo noch ein freies Plätzchen, damals, zu Beginn der sechziger Jahre in der Pädagogischen Hochschule in Kiel. Oft saßen die Studenten während der Veranstaltungen auf den Treppenstufen oder auf den Fensterbänken. Wir kamen schnell ins Gespräch, stellten fest, welche Seminare und Vorlesungen wir beide belegt hatten und welche Fächer unterschiedlich waren. Bis der Herr Professor kam und die Vorlesung begann.

So fing alles an, vor mehr als fünfzig Jahren in Kiel. Die blonde Marianne kam von der Nordseeküste. Sie hatte in Heide Abitur gemacht und jetzt, wie ich auch, eine Studentenbude in der Nähe der Hochschule. Von ihrem Gymnasium waren noch zwei Mädchen an die Hochschule gekommen, die jedoch am Wochenende regelmäßig nach Hause fuhren. Ich kam von einem Gymnasium an der Elbe, hatte für Heimfahrten kein Geld übrig und stellte mir unter Studentenleben etwas anderes vor als Heimfahrten mit der Bahn und lange Berichte am Familientisch. So schmiedete ich Pläne für die Wochenenden in Kiel.

Meistens schloss sich Marianne meinen Vorschlägen, was am Samstagabend oder Sonntagnachmittag zu unternehmen war, schnell an. Wir genossen unser Leben in Kiel, auch wenn an der Hochschule und während der Praktika viel Arbeit zu leisten war. Die Stunden, Tage und zwei kurze Jahre flogen nur so dahin.

„Weißt du noch, Dagmar?“ Nein, ich erinnere mich an vieles nicht mehr, wenn Marianne heute, nach fünfzig Jahren Leben, von dieser oder jener Unternehmung aus der Kieler Zeit spricht, vom sonntagnachmittäglichen Tanz, von den aufregenden Tischtelefonen abends in der Bar, von den netten Studenten der Landwirtschaft, von einem bestimmten Professor oder von Mitstudierenden, die uns damals aufgefallen, mir aber schon längst aus dem Gedächtnis verschwunden waren. Marianne dagegen weiß heute noch alles, jedenfalls fast alles. Und sie erinnert sich gern. Früher oder später kehrt jede Unterhaltung zu den Studienjahren zurück. „Sag mal,

Dagmar, weißt du das wirklich nicht mehr?“ Hätte ich mir viel früher und häufiger Gedanken machen müssen über Mariannes Streben in die Vergangenheit, über diesen Strudel, der sie früher schon und erst recht heute unweigerlich in die ferne Vergangenheit zieht? Hätte ich früher wissen müssen, dass dieses Verhalten kein gutes Zeichen war? Ich wusste es damals nicht, heute weiß ich es besser.

Zwei Jahre Studium sind eine kurze Zeit. Nach den Abschlussprüfungen setzte der Ernst des Lebens, der Antritt einer Lehrerstelle, unserem lockeren, gemeinsamen Leben ein vorläufiges Ende. Marianne erhielt eine Stelle an der Nordseeküste, ich wurde Lehrerin nicht weit entfernt vom Ufer der Elbe. Da das Zeitalter von E-Mails, SMS und Facebook noch nicht angebrochen war, gingen Briefe zwischen Meer und Fluss hin und her. Sie erzählten von Erlebnissen in der Schule, von Klassenausflügen, Korrekturen und Unterrichtsvorbereitungen nicht zu knapp.

Unser Privatleben nahm ebenfalls Fahrt auf, auf Verlobungs- folgten Hochzeits- und Geburtsanzeigen und auch Einladungen. Irgendwann in einem warmen Sommer besuchte ich Marianne auf ihrem Bauernhof hinterm Deich mit meinen Kindern. Sie hatte einen Landwirt geheiratet, mit ausgedehnten Ländereien und Ställen; mit Wonne sprangen meine Jungen im Schweinestall herum und saßen bei Klaus auf dem Traktor, während Marianne und ich kochten und redeten. Ich brauchte dann niemals lange auf ihr „Weißt du noch, damals in Kiel?“ zu warten. Meistens wusste ich nicht. In meinem Leben ruhte die gemeinsame Studienzeit tief unten im Brunnen der Vergangenheit, und ich ließ sie dort.

Bei Marianne hingegen hatte ich das Gefühl, dass unsere Studentenerlebnisse dicht unter der Oberfläche ihrer Tage lagerten und von ihr oft hervorgeholt wurden. Warum das so war, hinterfragte ich nicht. Dann verließ ich Schleswig-Holstein Richtung Süden, und unsere Freundschaft sank in den Winterschlaf. Mal hier ein Anruf „Mein Vater ist verstorben“ oder da eine Mitteilung „Ich habe den Schulort gewechselt“. Ich vermisste Marianne und ihr „Weißt du noch?“.

So fuhr ich zu ihrem sechzigsten Geburtstag nach Norden. Mir war, als ob in den gemeinsam verbrachten Tagen an der Nordsee das Leben langsamer lief und uns Gelegenheit gab, in das Band unserer Freundschaft ein paar haltbare Fäden neu einzuflechten. Aus Lehrerinnen wurden Rentnerinnen, aus unseren Kindern Mütter und Väter, aus uns Großmütter.

Telefonate drehten sich jetzt meistens um die Enkelkinder, um deren Talente und Taten – und wurden im Laufe der Jahre wieder seltener. Wie ein Kabel, das auf dem Ozeanboden lag, verborgen vor dem Tageslicht und den Menschen, und doch reißfest und stark, so sank unsere Beziehung auf den Grund unseres Lebens. Doch Marianne und ich wussten um ihre Haltbarkeit. Ich war überzeugt, dass wir sie wieder ans Tageslicht holen würden, wenn ihre Zeit gekommen war.

So war es dann auch. „Weißt du, Dagmar, ich spiele mit dem Gedanken, auch nach Südwestdeutschland zu ziehen.“ Ich wunderte mich nicht. Beide Töchter wohnten inzwischen hier in meiner Nähe mit Familien und Kindern; auch ihr Mann, von dem sie jetzt geschieden war, hatte vor einigen Jahren den Hof verkauft und war in den näheren Umkreis der Töchter und Enkelkinder gezogen. Nichts hielt Marianne mehr im Norden. Aber ob das klappen würde bei ihr, die ihr Leben lang nur raue Nordseeluft geatmet hatte? Ich zweifelte.

Eines Tages kam der Anruf ihrer ältesten Tochter, der mich aus allen Wolken fallen ließ. „Unsere Mutter wird in eine Seniorenwohnanlage ziehen, ganz in unserer Nähe. Es ist besser so für sie, sie sollte nicht mehr allein leben. Ihr Auto haben wir sicherheitshalber auch gleich verkauft.“ Ich war wie betäubt. Meine Marianne in einem Heim? Unvorstellbar. Warum hatte ich bei den Telefonaten nichts von Unselbstständigkeit oder einer beginnenden Erkrankung gemerkt? Ich musste sie unbedingt sehen.

„Marianne, übermorgen komme ich dich besuchen. Am Donnerstag um fünfzehn Uhr. Ist das in Ordnung für dich? Schreib es dir doch bitte auf, ja?“ Dass diese Ermahnung nötig war, hatte ich auch von ihren Töchtern gehört. Als sie ihre Wohnungstür öffnete, erschrak

ich. Sie wirkte ungepflegt, die Haare kaum gekämmt, eine ausgeleierte Hose und der zu weite Pulli hingen an ihr wie an einer Kleiderpuppe vom Sperrmüll. War das meine Marianne, die immer großen Wert auf eine gepflegte Erscheinung gelegt hatte? Sie wirkte unsicher und fahrig, lief in die kleine Küche und wusste nach drei Schritten schon nicht mehr, was sie da wollte. Ich bemühte mich, meinen anfänglichen Schrecken und eine gewisse Scheu zu überwinden und die alte Vertrautheit wieder herzustellen.

„Sag mal, Dagmar, weißt du noch, wie der Professor ...“ Da war es wieder, ihr Eintauchen in eine mir fern gerückte Vergangenheit, die ihr so nah war, als sei sie gestern gewesen. Und das Gegenwärtige lag ihr offensichtlich sehr fern. Trotzdem war ich erleichtert, das war meine Marianne. „Hast du nicht auch Enkelkinder, oder?“ Jetzt erschrak ich doch. Seit Jahren waren die Enkelkinder Hauptthema in Telefonaten und Briefen gewesen. Marianne hatte es vergessen.

Meinem ersten Besuch in der Wohnanlage damals folgten viele. Sie sind anstrengend, denn Marianne setzt andere Prioritäten in unseren Gesprächen als ich. Es ist, als ob wir auf unterschiedlichen Wellenlängen unterwegs sind. Aber gilt Freundschaft nur, solange vollkommene Übereinstimmung besteht im Denken und Fühlen, solange die Schritte durch die noch verbliebenen Tage des Lebens die gleiche Länge haben?

Ich habe bei mir beschlossen, kürzere Schritte zu machen, ihr bereitwillig in die Vergangenheit und zu den Gesprächsthemen zu folgen, die ihre Gedanken bevölkern und meistens über fünfzig Jahre zurückliegen. Dahin bewegt sie sich mühelos, während die Gegenwart für sie nicht leicht zu bewältigen ist.

„Marianne, ich komme am Donnerstag, ist das in Ordnung für dich?“ Wenn wird dann am Kaffeetisch sitzen, den sie wie immer hübsch gedeckt hat, dauert es niemals lange bis zu der mir wohl vertrauten Frage: „Sag mal, Dagmar, weißt du noch?“

Dagmar Meyer

## Eine alte Freundschaft

Was für ein Tag!

„Da wäre ich wahrscheinlich gleich im Bett geblieben“, sagte Erika zu Lena. Sie waren die ersten, wie immer, vor dem Klassentreffen im Kolpinghaus. Sie schauten sich um in dem großen, hellen Raum, in dem die Tische im Quadrat standen, so wie gewünscht. Kleine Blumenvasen mit Maiglöckchen und sogar Teelichter in kleinen Gläsern standen auf den Tischen. „Sieht hübsch aus. Doch, mit der Organisation war ich letztes Jahr schon zufrieden“, sagte Lena.

Erika, neugierig wie immer, wollte nun alles ganz genau wissen. „Erzähl, bis die anderen kommen“, sagte sie, nahm ihre Tasche vom Stuhl und setzte sich. „Na ja“, begann Lena, legte ihre Jacke ab und nahm neben Erika Platz. „Eigentlich war alles wie immer. Ein Schreibkurs-Freitag. Einen Kirschkuchen, für Helgas Geburtstag, ein Pflaumen-Hefblech und eine Geschichte, bis um 15 Uhr, war mein Pensum. Werd' ich das schaffen? Klar, es war doch erst 6.35 Uhr“, führte ich meine Selbstgespräche. „So früh stehst du auf? Da drehe ich mich noch mal rum“, sagte Erika.

„Na klar, Morgenstund hat Gold im Mund“, lächelte Lena. „Zuerst ging ich ins Bad, dann nach unten, Frühstück vorbereiten. Während das Teewasser kochte, räumte ich die Spülmaschine aus. Toll, die große, grüne Keramikschüssel lag in zwei Teilen drin! Nicht verzagen! „Scherben bringen Glück“, sagte ich laut.

„Das fing ja gut an“, sagte Erika, „dann bin ich gespannt, ob dir das Glück auch hold war. Und weiter?“

Lena berichtete: „Pflaumen und Kirschen hatte ich am Abend vorher schon aus der Tiefkühltruhe genommen und in den Kühlschrank gelegt, genau wie den letzten vorrätigen Mürbteig. Denn beim Herstellen des Teiges vervierfache ich die Zutaten, sodass ich stets drei Portionen einfrieren kann. Dies also war die letzte Portion, auf dem Etikett stand: für Kuchen. Als ich nun das Obst aus dem Kühlschrank nahm, waren die Pflaumen leider Brombeeren. „Keine Aufregung“, sprach ich mir Mut zu, „dann gibt es eben eine Brombeer-Hefblech.“ Beim Öffnen der Teigdose zweifelte ich an mir selber: drin waren Äpfel, fein geschnitten, leicht gedünstet, ausführ-

lich zu lesen stand auf dem Etikett: Äpfel für Kuchen! „Na weißte, lesen sollte man schon können“, war Erikas unmissverständliche Meinung.

Lena überhörte Erikas Einwurf und erzählte weiter. „Mit Omas Wahlspruch „Nur die Ruhe gibt Kraft“ ging ich ans Werk. Die Kirschen waren aufgetaut, der Quarkguss schon gemacht, der Backofen hatte seine Temperatur erreicht, da blieb mir nur, schnell einen neuen Teig zu machen.“ „Ein toller Tag, war das vielleicht Freitag, der 13.?“ , fragte Erika.

„Ich schaltete den Ofen wieder aus, holte Schüssel, Waage, Zucker, Butter, Eier, Mehl etc. aus dem Schrank und begann, den neuen Teig zu kneten. Für 10 Minuten kam er in den Kühlschrank. Jetzt setzte ich schnell die Hefe an. In der Zwischenzeit spülte ich mein Müsli mit viel Kräutertee herunter, das brauchen die Herzttabletten und wendete mich dem gekühlten Teig zu.“

„Warst du kein bisschen nervös? Ich glaube ich wäre verrückt geworden.“ „Wenn du das alleine schaffen willst, musst du dich schon zusammen nehmen. Natürlich drehten sich die Zeiger der Uhr weiter, auf die ich nun nicht mehr schaute. Aber dann, beim Teig ausrollen, stieß ich mit dem Nudelholzgriff an die Mehlschütte, so dass sie auf den Boden fiel. Bravo! Es waren ja nur noch 250 Gramm drin! Die Küche – geküsst!“ „Ein halbes Pfund Mehl in der Küche verstreut, das muss ja himmlisch ausgesehen haben.“

„Ja aber jammern bringt nichts, also weiter machen, gab ich mir das Kommando. Die Teigplatte legte ich in die Springform, Mandeln, Kirschen drauf, als letztes den Guss und damit dann ab in den Ofen. Die Uhr stellte ich auf 40 Minuten ein. Nun wurde der Hefeteig mit seinen Zutaten durchgeknetet und zum Gehen neben die Heizung gestellt.

„Jetzt“, dachte ich, „kann ich endlich nach oben an den Computer. Das wird meine erste Geschichte sein, die ich nicht von Hand vorschreibe.“ Denn erstens schrieb es sich mit Verband sehr schlecht, und zweitens hatte ich nun nicht mehr so viel Zeit. Was hatten wir gelernt? In zwei Stunden ist eine gute Geschichte fertig.“ „Warum setztst du dich denn so unter Druck? In unserem Alter?“

fragte Erika. „Weil’s mir noch gelingt, jedenfalls das, was ich mir vornehme.“

So saß ich also vor meinem Zauberkasten und schrieb und schrieb. Die klingelnde Weckeruhr stand in der Küche, bis nach oben drang ihr Ton nicht. Doch plötzlich schnupperte ich einen süßen Konditorduft, der durch’s ganze Haus zog. Wie ein Stich durchfuhr es mich, siedend heiß wurde mir, und ich rannte, zwei Stufen auf einmal nehmend, die zwei Stockwerke nach unten.“ „Und der Kuchen war verbrannt“, wollte Erika triumphieren. „Nein, das Ergebnis war genau richtig. Du siehst, mein Bemühen und nicht Aufgeben, trotz all der vielen Ungeschicklichkeiten, hat sich gelohnt.

Dem Ofen hab ich heimlich gedankt, ich wollte ihn nämlich austauschen gegen einen neuen, weil er schon 20 Jahre alt war. Nun werde ich ihn ganz sicher noch behalten.“

„Und du warst pünktlich im Schreibkurs?“ „Ja, Helga freute sich über ihren Geburtstags-Kirschkuchen und wir hatten den Brombeer-Hefekuchen mit Streuseln – und meine Geschichte.“ „Wie kann man nur so ehrgeizig und so verrückt sein“, sagte Erika, als langsam die Klassenkameradinnen eintrafen.

Hildegard Papst



## Ilse

Sie kam an der Hand ihres Großvaters an, der ein Leiterwägelchen mit ihrem gesamten Habe hinter sich her zog. Der Bürgermeister hatte sie zu uns auf den Gutshof eingewiesen als Flüchtlinge aus Ostpreußen. Sie waren die einzigen, die aus ihrer Familie noch übrig geblieben waren. Beide waren äußerst scheu und meine Eltern als Gutsverwalter, der Gärtner mit seiner Frau, die Familie des Melkers und das Ehepaar, das für das Geflügel zuständig war, überboten sich darin, ihnen Kleidung und Lebensmittel vor die Kammer zu stellen.

Die Gärtnerin in ihrer mütterlichen, unkomplizierten Art hatte als erstes etwas Zugang zu dem Mädchen und als der Großvater nach einigen Monaten schon starb, nahm sie das Kind zu sich.

Ilse war in etwa so alt wie ich und deshalb hat man sie in der Schule neben mich, einer sehr lebhaften Schülerin, gesetzt. Ganz langsam fasste sie Zutrauen und als sie mich das erste Mal anlächelte war ich überglücklich. Wir wurden beste Freundinnen und hielten zusammen wie Pech und Schwefel. Da wir fortan alles zusammen ausheckten, bekamen wir immer Tatzten vom Lehrer und Prügel von den Klassenkameraden im Doppelpack. Ilse stets etwas weniger, da man sie wegen ihres stillen Wesens gründlich unterschätzte.

Sie war für jeden Streich zu haben und der Gutshof bot Möglichkeiten ohne Ende. Überall begleitete sie der schwarze Schäferhund aus der Gärtnerei, der sie als erster eroberte. Die Kinder aus dem Dorf, die zu uns zum Spielen kamen, hatten gegen uns wenig Chancen. Beim Fangen spielen auf dem Gebälk der Scheune waren wir zirkusreif. Die Haflinger ließen es zu, dass wir uns in ihren Boxen unter ihren Bäuchen versteckten. Wir kannten jeden Schlupfwinkel und machten uns nichts aus Spinnen und davon huschenden Mäusen. Wenn wir auf die Suche nach wild gelegten Eiern gingen, kamen wir stets mit gefüllten Schürzen zurück.

Auch eigneten wir uns Fähigkeiten an, um die uns die Spielgefährten beneideten. So haben wir einem Schwein beigebracht, sich auf dem Boden zu rollen und konnten Hühner mit einer schnellen Handbewegung hypnotisieren, so dass sie für kurze Zeit wie tot umfielen. Wir wussten, wann die Frühäpfel reif waren, kletterten auf

Kirschbäume und holten uns heimlich die ersten Erdbeeren.

Zu dem Schlossgut gehörte auch eine Gastwirtschaft mit einer Kegelbahn. Dort haben wir uns als ‚Kegelbuben‘ mit Kegelaufstellen ein paar Groschen verdient und auch einiges fürs Leben gelernt. Größere Gewinne haben wir jedoch dadurch erzielt, dass wir am neu installierten Spielautomat die Pechsträhne eines Spielers abgewartet haben und so ungefähr wussten, wann der Automat einen Gewinn auswirft. Dafür hatten wir ein gewisses Gespür entwickelt und Ilse war in logischem Denken auch noch besonders begabt.

Einig waren wir uns auch beim Milchausschank, den wir vertretungsweise ab und zu übernehmen mussten. Abends kamen die Leute aus der nahen Stadt mit ihren Kannen, um bei uns Milch zu kaufen, die direkt aus dem Kuhstall durch ein Filter und eine Kühlanlage in die Milchküche geleitet wurde. Da hab ich hautnah erlebt wie viel Freude es macht, Freude zu bereiten. Wir haben jedem die Kanne randvoll gefüllt und er auf dem Rückweg gut schon einen halben Liter trinken konnte, ohne dass die Familie daheim den ‚Mundraub‘ hätte bemerken können.

Ein Erlebnis ist in unserer Erinnerung bis heute besonders haften geblieben:

Eines Tages sagte die alte Magd Hedwig zu uns. „Morgen fahr ich auf die Dult nach Altötting. Wenn ihr wollt, nehm ich euch mit.“ Die Dult war das alljährliche Volksfest mit Marktständen, Karussell und Schiffschaukel. Wir waren begeistert. In aller Frühe stand sie startbereit mit ihrem Fahrrad im Hof, komplettiert mit Hut, Handtasche und Regenschirm. Wir radelten voll Vorfreude los ins 3 Stunden entfernte Altötting. Dort angekommen, und da es Sonntag war, mussten wir natürlich zur Messe in die Stadtkirche, selbstverständlich aber auch in die Gnadenkapelle des Wallfahrtsortes, dann leider noch in die Basilika und die Kapuzinerkirche, denn da liegt der Bruder Konrad begraben, den man auf keinen Fall überspringen darf. Mittlerweile war es Mittag geworden und Hedwig sagte „So, jetzt gehn wir eine Suppe essen“. Damit war die Hälfte von unserem Taschengeld schon weg. Auf dem Dultplatz angekommen, ging sie

zielstrebig zu der Ecke mit den Töpferwaren und handgestrickten Unterhosen. Auf unseren Einwand, dass wir schon gerne auch Karussell gefahren wären, meinte sie nur „Kauft euch lieber Magenbrot“.

Wir haben später im Jahr auf einem entlegenen Komposthaufen der Gärtnerei Kürbisse gezüchtet und heimlich verkauft. Hedwig ist uns dahinter gekommen und gefragt: „Was macht ihr denn mit dem vielen Geld?“ Schlagfertig hat Ilse geantwortet: „Da kaufen wir uns Magenbrot“.

Ich glaube, eine Schwester hätte ich nicht lieber haben können. Über ihre Vergangenheit wollte sie nicht sprechen. Herzhaft lachen habe ich sie nie gehört. Es ist

bei einem Lächeln geblieben. Und nur einmal hat sie vor anderen geweint. Das war an dem Tag an dem die Gärtnerin gestorben ist. Das war für mich erschütternd.

Nach der Volksschule waren wir noch kurze Zeit zusammen auf einer Klosterschule in der Stadt, dann haben sich unsere Wege getrennt, denn meine Familie ist weggezogen. Auch sie hat in einer anderen Stadt eine Stelle angenommen. Nach vielen Jahren habe ich sie noch einmal besucht. Unsere Lebenswege ähneln sich auffallend und ich habe gemerkt, wie sie immer noch einen Platz in meinem Herzen hat.

Martha Puchner

## Mit Bruno war alles anders

Jeden Mittwochnachmittag traf ich Bruno auf der etwas maroden alten Holzbank draußen am See. Dort saßen wir nebeneinander im Schutze der großen Weide. Und neben diesem Menschen spürte ich zum ersten Mal, dass das, wonach ich mich wirklich sehnte, wohl ganz woanders zu suchen war.

Vom ersten Tag an war ich mir sicher, dass ich mich in diesem kleinen Ort, in dem wir nun wohnten, niemals zuhause fühlen könnte. Die Menschen hier waren anders, sprachen anders und schienen immer beschäftigt und auf seltsame Art getrieben zu sein. Die neue Wohnung strahlte kein bisschen Gemütlichkeit aus und es war immer noch nicht alles ausgepackt. Meine Eltern hatten nach wie vor keine Zeit. Sie arbeiteten viel und wenn sie aufeinandertrafen, stritten sie häufig miteinander. Seit ich Bruno getroffen habe, hat sich in mir etwas verändert. Er hat in mir etwas verändert.

Wenn mich jemand fragen würde, wo genau Bruno wohnte, wie alt er genau war oder was er beruflich gemacht hat - ich könnte das nicht beantworten. Und doch ist da das Gefühl ihn besser zu kennen als jeden anderen Menschen in meinem Leben. Irgendwie ist es ein bisschen so, als ist das, was ich denke und fühle auch in ihm. Ich kann das nur schwer erklären. Das ist so eine Sache, für die nie jemand Worte gefunden hat und auch gar nicht finden kann. Aber dieses Gefühl war seit unserer ersten Begegnung da...

Es ist nun schon einige Zeit her. Es war ein paar Wochen nach unserem Umzug, Anfang des Jahres. Ich kannte hier noch niemanden und verbrachte meine Freizeit damit, ziellos durch diese triste Gegend zu streifen. Der Winter war lang, doch ich spürte, dass es Frühling werden wollte. Die ersten Sonnenstrahlen taten gut und begannen fast unmerklich, die öde Landschaft zu verwandeln und die ersten Frühlingsboten zu wecken.

Ich war auf dem Heimweg, als ich am Ufer des Sees entlang ging und zum ersten Mal an diesem Tag jemandem begegnete. Bruno saß auf der Bank. Neben sich eine leere verbeulte Blechdose und eine gefaltete Zeitung.

Als unsere Blicke sich im Vorbeigehen trafen, lächelte er mich an.

Diese gutmütigen braunen Augen und die Fältchen, die überall in seinem heiter wirkenden Gesicht verteilt waren, faszinierten mich. Augenblicklich war da etwas Vertrautes in all dem Fremden hier um mich herum, obwohl ich diesen alten Mann noch nie zuvor gesehen hatte.

Ich lächelte zurück und ging einen Schritt auf ihn zu, um das karierte Taschentuch aufzuheben, das zu seinen Füßen auf dem Boden lag. Es schien ihm aus der Hosentasche gerutscht zu sein. Als ich es ihm reichte, fiel mein Blick auf dessen bestickten Rand. B. R. war sorgfältig in den karierten Stoff eingearbeitet. Obwohl es schon dämmerte, nahm ich neben ihm Platz und wir begannen uns zu unterhalten. Vor uns lag die glitzernde Wasseroberfläche, in die die untergehende Sonne am Horizont langsam einzutauchen schien.

Ich bin nicht sicher, ob das jemand verstehen kann, der jenes Gefühl noch nicht kennenlernen durfte. Doch in diesem Moment fühlte sich alles richtig an. Es war, als ob ich nach Hause kam - richtig nach Hause: unter freiem Himmel, neben diesem Menschen und mit dem Ausblick auf eine Landschaft, ein Stück Welt, die in diesem Augenblick in einer sonderbaren Vollständigkeit und Vollkommenheit vor uns lag.

Ich kann mich nicht genau erinnern, worüber wir uns unterhalten haben, aber dieses Gefühl, an diesem Abend, neben ihm, auf dieser Bank, werde ich nie vergessen. Hier wollte ich bleiben. So sollte es bleiben...

Auch wenn meine Eltern mich bestimmt noch nicht vermissten, erinnerte ich mich doch an unsere Vereinbarung. Wenn ich vor der Dunkelheit die Wohnung erreichen wollte, musste ich nun losgehen. Bruno schien den gleichen Weg zu haben. Fröhlich summend begleitete er mich. Nach einiger Zeit stimmte ich in seine Melodie mit ein. So liefen wir geradewegs auf eine Pfütze zu, die der letzte Regen auf dem Kiesweg hinterlassen hatte. Bruno sprang aus vollem Anlauf hinein.

Einen Augenblick schaute ich ihn irritiert an. Dann musste ich lachen. Ich betrachtete die braunen Muster, die er sicher nie wieder aus seiner hellen Hose herausbekommen würde. Bei jedem seiner Schritte gaben das

Wasser und der Schlamm im Inneren seiner Schuhe eigenartige Geräusche von sich. Auch wenn ich mir zugleich etwas albern vorkam – denn aus dem `Pfützen-spring-Alter´ war ich schon einige Zeit raus – nahm ich mir prustend die nächste vor. Und außer des feuchten Drecks an meinen Hosenbeinen, spürte ich so viel Lebendigkeit in mir, wie schon lange nicht mehr.

Bruno reichte mir schmunzelnd sein sorgfältig gefaltetes Stofftaschentuch. Es roch nach Seife. Ich wischte mir braune Spritzer aus dem Gesicht und während wir herumalberten und uns unterhielten betrachtete ich das betagte Gewebe in meiner Hand. Bei diesem Anblick kam eine eigenartige Ahnung und Zuversicht in mir auf. Es war als erzähle es mir eine Geschichte, die es in sich trug und die für einen kurzen Augenblick eine alles überflutende Wahrheit aufleuchten ließ.

Seit diesem Tag, zu Beginn des Frühlings, traf ich Bruno nun jede Woche an unserer Bank. Mit ihm konnte ich lachen – immer und zu jeder Zeit, ohne dass es zu laut war oder nicht passend. Neben ihm konnte ich ruhig werden, wenn ich von den Geschehnissen des Vormittags aufgewühlt oder niedergeschlagen beim See ankam.

Ohne ein Wort zu sagen schaute ich dann mit Bruno auf das Wasser, um meinen Gedanken nachzuhängen. Es gab nie dieses ungeduldige Fragen, was denn heute mit mir los sei – oder warum ich so still sei.

Anke Raidt



## Freundschaft

Im Frühjahr 1943, mitten im Zweiten Weltkrieg, kam ich mit 14 Jahren von Waiblingen ins Internat nach Öhringen, in die dort neu eingerichtete Lehrerbildungsanstalt. In meiner Klasse waren wir 28 Mädchen aus ganz Württemberg. Da wir wegen der vielen Fliegerangriffe nur zu den Ferien nach Hause durften, suchten wir untereinander Halt. Wir waren alle in einem großen Schlafsaal untergebracht und wurden so zu einer richtigen Gemeinschaft. Wir hatten sehr guten Unterricht und in allen Fächern sehr gute Lehrkräfte.

Aber die Fliegerangriffe nahmen immer mehr zu, so dass wir fast jede Nacht im Luftschutzkeller stundenlang zubringen mussten. Oft legten wir uns schon im Trainingsanzug ins Bett, denn beim Alarm musste man ganz schnell fertig sein. Öhringen ist nicht weit entfernt von Heilbronn und als in einer Nacht Anfang 1945 Heilbronn fast vollständig zerstört wurde, zitterten wir im Luftschutzkeller mit. Von einer Schulkameradin, die aus Heilbronn kam, sind in dieser Nacht ihre ganze Familie ums Leben gekommen. Wir waren alle erschüttert von dem unsagbaren Leid unserer Waltraud.

Im April 1945 rückten die amerikanischen Soldaten immer näher heran. So kam es, dass wir fast von einer Stunde zur anderen überraschend nach Hause geschickt wurden. Ich muss dazu noch sagen, dass wir in den zwei Jahren unserer Internatszeit von unseren Erziehern immer sehr gut behütet und beschützt wurden. Es war also eine reine Vorsichtsmaßnahme, dass wir gut nach Hause kommen sollten. Jedes Mädchen durfte nur mitnehmen, was sie tragen konnte. Deshalb nähten wir in aller Eile einen Rock unten zu und nähten Gürtel als Halteriemen an. Fertig war unser Rucksack. Wir packten rein so viel möglich war. Aber unser eigenes Bettzeug und viele wichtige Sachen mussten wir zurücklassen. Auf dem Bahnhof in Öhringen bildeten wir einen großen Kreis und sangen: „Wahre Freundschaft soll nicht wanken...“

Unser Zug konnte nicht losfahren wegen der vielen Tiefflieger. So kamen wir erst in der Dunkelheit von Öhringen weg. Der Zug fuhr über Schwäbisch Hall bis Hessental. Von dort kamen wir nachts nicht weiter und mussten bis zum Morgen auf der Güterrampe ausharren, bis dann um 6 Uhr der erste Zug in Richtung Backnang und Waiblingen fuhr.

Wir waren über unsere Trennung sehr traurig und hofften, dass wir uns bald wiedersehen würden. Mit einzelnen Freundinnen hatte man anfangs immer wieder Kontakt, aber jede musste mit der neuen Lage erst fertig werden. Zudem gab es damals für uns noch kein Telefon oder Handy, um miteinander zu reden. Auch der Briefwechsel wurde immer spärlicher. So gingen die Jahre dahin. Jede heiratete und gründete eine Familie und lange hörte man nicht viel voneinander. Nach fast 50 Jahren kam eine Mitschülerin auf die Idee, alle 28 wieder zusammen zu bringen. Das war aber kein einfaches Unterfangen, denn unsere Mädchennamen gab es nicht mehr. Und ich war in der Zwischenzeit mit meinem Mann und Sohn von Waiblingen nach Hirsau gezogen. Aber man konnte Gertrud, die mit drei anderen Mädchen aus Fellbach kam, immer wieder weiterhelfen.

Das erste Treffen fand in Fellbach statt. Es war eine unbändige Freude, als wir uns nach so langer Zeit endlich wieder in die Arme nehmen konnten. Die alte Vertrautheit war sofort wieder da und es gab so viel zu erzählen. Leider konnten nicht alle an diesem ersten Treffen teilnehmen, weil der Anfahrtsweg zu weit war oder es gesundheitlich nicht möglich war. Wir vereinbarten, dass wir uns nun in jedem Jahr einmal in Fellbach treffen wollten. Das ging auch noch viele Jahre gut, aber nun sind mittlerweile noch fünf übrig geblieben und zum gemeinsamen Treffen reicht es nicht mehr. Mit meiner Freundin Anneliese, die auch aus Fellbach kommt, aber nun im Remstal wohnt, treffe ich mich jetzt sehr häufig. Wir haben beide in der Zwischenzeit unseren Ehemann verloren und sind deshalb sehr froh über unsere Gemeinsamkeit. Durch unsere schönen Reisen hat sich unsere Freundschaft zunehmend vertieft und wir können Freud und Leid miteinander teilen. Da mein Sohn in Stuttgart wohnt, kann ich mich so oft wie möglich mit Anneliese treffen, auch weil es uns gesundheitlich noch so weit gut geht.

Anneliese und ich sind glücklich, dass wir in diesem hohen Alter so eine Freundschaft noch erleben dürfen. Wir sind dankbar und uns bewusst, dass das alles ein ganz großes Geschenk ist!

Hanne Reuter

## Zwei Entwicklungshelfer schließen Freundschaft für's Leben

Die Geschichte der Freundschaft, die für mich im Leben die Wichtigste war und ist, ist eine Geschichte mit „Aussetzer“.

Sie begann in den 1960er Jahren in Wächtersbach in Hessen. Im Auftrag des Entwicklungshilfe Ministeriums suchte damals der Deutsche Entwicklungsdienst (DED) junge Leute für den Einsatz im Rahmen von Bewässerungs-Projekten in Tunesien. Ich hatte mich dafür beworben und wurde zusammen mit einem weiteren Kandidaten angenommen. Wir beiden waren die Ersten, die in Wächtersbach, genauer gesagt, im dortigen Schloß gleichen Namens, für die Arbeit in Tunesien ausgebildet wurden. Zur Einweihung dieser neugeschaffenen Ausbildungseinrichtung erschien — neben Vertretern des Entwicklungshilfe-Ministeriums — auch der damalige Bundespräsident Heinrich Lübke. Es gelang mir sogar, ihn dazu zu überreden, sich von mir in Kohle zeichnen zu lassen und mir dieses Porträt auch noch zu signieren.

Diese aufregenden Ereignisse gaben mir und meinem Mitstreiter namens Frank genügend Gesprächsstoff, um uns einander rasch anzunähern. Wir verstanden uns auf Anhieb, und bald hatte man uns die Spitznamen „Frankie“ und „Georgie“ verpaßt. Das ging den tunesischen Ausbildern, die uns in ihren Heimatsprachen Französisch und Arabisch und in Landeskunde unterrichteten, offenbar leichter über die Zunge, als „Frank“ und „Jürgen“. Außerdem erschien es irgendwie ziemlich passend zu sein für zwei Leute, die grundsätzlich im Zweierpack auftraten, und die zwar Ausbildung ernst nahmen, daneben aber trotzdem jede Menge Unfug im Kopf hatten und für jeden Spaß zu haben waren. Nachdem wir unsere Ausbildung erfolgreich abgeschlossen hatten, ging es auf nach Tunesien.

Unsere Einsatzorte lagen in unterschiedlichen Regionen des Landes, aber unsere Tätigkeit war in etwa dieselbe, nämlich die technische Betreuung großer Bewässerungsanlagen. Ich war im damals größten Pumpwerk Nordafrikas in Borj-Tumi in der Nähe von Tunis eingesetzt, Frankie betreute ca. 150 km weiter südlich bei Kairouan ein Tiefbrunnen-Projekt. Um innerhalb unserer Einsatzbereiche ausreichend beweglich zu sein, wurde jedem von uns ein Moped der Marke NSU @ickly zur

Verfügung gestellt, das wir auch privat nutzen durften. Und das haben wir auch ausgiebig getan. Wir besuchten uns jedes Wochenende gegenseitig. Ein Wochenende fuhr ich runter nach Kairouan und am nächsten kam Frankie hoch nach Borj-Tumi. Man sollte meinen, daß eine Fahrt von 150 km einfach auf so einem kleinen Moped eine ordentliche Strecke und nicht gerade die bequemste Art, zu reisen sei. Zumal die Straßen in Nordafrika nicht einmal entfernt an deutsche Landstraßen erinnerten. Aber in Abwandlung der japanischen Weisheit „Kein Weg ist lang mit einem Freund an der Seite“ könnte man zu unseren Wochenend-Trips sagen: „Kein Kilometer ist zuviel auf dem Weg zum besten Kumpel!“ Und wenn der Zweierpack dann wieder vollständig war, hatten wir „kilometermäßig“ noch lange nicht genug. Wir knatterten mit unseren Qyicklys vergnügt durch die Gegend, nach Tunis und Kairouan hinein sowieso, in jedes erreichbare Dorf, aber auch in die Wüste, zu Oasen, Zeltlagern, kurz: überall hin, wo wir dachten, daß es da etwas Lohnendes zu sehen gäbe. Natürlich haben wir bei einem unserer Ausflüge in Richtung Süden auch den berühmt-berüchtigten Chott El Jerid besucht, diesen gefährlichen Salzsee, der zum großen Teil aus Salzsumpf und Treibsand besteht und nur außerhalb der Regenzeit auf ganz bestimmten Pfaden überquert werden kann.

Als wir dorthin kamen, war die Regenzeit gerade herum. Und prompt mußten Frankie und Georgie als Erste ausprobieren, ob die Pfade schon wieder passierbar seien. Mit dem Moped, versteht sich. Bei jungen Männern ist nun mal die Abenteuerlust in der Regel stärker ausgeprägt, als der Hang zur Vorsicht. Zurn Glück sind wir heil auf der mderen Seite angekommen. Überhaupt hatten wir bei unseren Unternehmungen trotz gelegentlicher Pannen eine Menge Spaß und haben Land und Leute ausführlich kennengelernt. Eine der interessantesten Bekanntschaften, die wir bei unseren Wochenend-Unternehmungen machten, war ein Marabout — ein islamischer Heiliger -, der in einer Einsiedelei in den Ausläufern des Atlasgebirges lebte. Der alte Herr steckte voller Geschichten aus der Zeit des zweiten Weltkriegs, als in Nordafrika unter General Rommel gekämpft wurde. So erzählte er uns z. B. davon, wie ein einzelner deutscher Soldat gegen Kriegsende in einer an sich schon aufgegebenen Festung

im Atlasgebirge zwischen den sechs vorhandenen Geschützen mit dem Fahrrad hin und her fuhr, um möglichst rasch hintereinander feuern und dadurch den Eindruck erwecken zu können, die Festung sei noch voll bemannt. Eigentlich sind solche Kriegsgeschichten ja alles andere als lustig, aber die lebhaft und humorvolle Art der Schilderung amüsierte uns so, daß wir eigentlich nur dachten, der Verteidiger wäre bei seinen Runden bestimmt noch schneller gewesen, wenn er statt eines Fahrrads ein NSU- Moped gehabt hätte. Wir haben den alten Herrn noch oft besucht und wurden jedesmal liebenswürdig empfangen — wie überhaupt die Einheimischen uns generell freundlich begegneten. Ein bißchen leid tat es uns deshalb schon, als unser Einsatz nach zweieinhalb Jahren beendet war. In der Zwischenzeit waren ungefähr alle halbe Jahre weitere Gruppen von Entwicklungshelfern zu uns gestoßen. Wir verstanden uns mit allen gut, blieben aber trotzdem der eingeschworene Zweierpack.

Die Zeit als Entwicklungshelfer hatte uns beiden sehr gut gefallen. Wahrscheinlich nicht zuletzt deshalb, weil sich neue Erfahrungen, Erlebnisse und Abenteuer viel stärker einprägen, wenn man sie mit einem Freund teilen kann. Wir fuhren also wieder in die Heimat - und dort trennten sich unsere Wege. Ich ließ mich in Althengstett nieder, Frankie in der Nähe von Limburg an der Lahn. In den folgenden Jahren waren wir beide so intensiv damit beschäftigt, uns beruflich zu orientieren, Familien zu gründen, Hauseigentum zu erwerben, kurz: uns gesellschaftlich zu etablieren, daß unsere Kontakte seltener wurden und schließlich ganz zum Erliegen kamen. Wir hatten uns wirklich und wahrhaftig völlig aus den Augen verloren!

Mitte der Achtziger Jahre — in Familie, Beruf, Haus und Garten lief alles in geordneten Bahnen — hatte ich schließlich wieder Zeit und Muße, mich auch mal mit nicht alltäglichen Sachen befassen zu können. Zum Beispiel mit der Frage, was aus all den Leuten geworden war, die als Entwicklungshelfer mit mir in Tunesien zusammengearbeitet hatten. Man könnte z. B. doch mal versuchen, so etwas, wie ein Entwicklungshilfe- Rückkehrer- Treffen, zu organisieren, oder? Ich stürzte mich also mit Feuereifer auf alle Telefonbücher und sonstigen Verzeichnisse, die damals zur Verfügung standen. Und tatsächlich habe ich einen Großteil meiner ehemaligen Mitstreiterinnen und Mitstreiter gefunden und mich mit

ihnen in Verbindung gesetzt. Meine Idee vom „Klassentreffen“ wurde begeistert aufgenommen. Und so trafen wir eines Tages tatsächlich wieder zusammen. Und wo? Natürlich in Wächtersbach! Wenn auch nicht im Schloß — die Ausbildung der Entwicklungshelfer fand inzwischen in Berlin statt, und das Schloß war gerade rundherum eingerüstet und nicht zugänglich. Egal — das Wiedersehen war auch ohne historisches Gemäuer ein voller Erfolg!

Und da stand er dann vor mir: Frankie, mein ehemals bester Kumpel, der mir über all den alltäglichen Sorgen und Problemen, die Familie, Beruf und gesellschaftliches Engagement so mit sich bringen, abhandeln gekommen war. Die beiderseitige Freude war groß. Viele Jahre lang hatten wir uns nicht gesehen, hatten keinerlei Kontakt mehr miteinander gehabt. Und da saßen wir nun und schwatzten, als würden wir eine Unterhaltung, die wir vor zwei, drei Stunden beim gemeinsamen Frühstück in der Werkskantine angefangen hatten, in der Mittagspause fortsetzen. All die Jahre, die wir uns aus den Augen verloren hatten, waren einfach weggewischt. Ich denke, eines war uns beiden in diesem Moment auf Anhieb klar: eine Freundschaft, die nach so langem „Aussetzer“ so problemlos wieder aufgenommen und fortgesetzt werden kann, ohne daß man sie mühsam neu aufbauen muß, darf nie wieder verloren gehen! So etwas Kostbares muß sorgfältig gehegt und gepflegt werden!

Und so haben wir es bis heute gehalten. Wir haben es uns zur Gewohnheit gemacht, täglich ( ! ) miteinander zu telefonieren, und besuchen uns gegenseitig, wann immer sich die Gelegenheit ergibt. Das geht nun schon an die dreißig Jahre so — und noch immer haben wir uns eine Menge zu erzählen. Die Zeiten, als wir noch mit den Mopeds in der Wüste rumknatterten, sind zwar nur noch wehmütige Erinnerung, aber auch als gestandene Senioren können wir noch immer miteinander lachen, diskutieren, streiten, über Politik und Wetter schimpfen, uns bei Problemen gegenseitig das Herz ausschütten und Mut machen.

Und wenn es nach uns geht, braucht sich in den nächsten dreißig Jahren daran auch nichts zu ändern!!!

Jürgen Rohde

## Freundschaft

Liebe Leser,

ich möchte Ihnen zunächst die Hauptakteure dieser kleinen aber wahren Geschichte vorstellen:

Da ist zunächst Jonas, die Hauptperson. Er ist jetzt 15 Jahre alt und damit der Jüngste der Familie und zur Zeit mitten in der Prüfung zur Erlangung der Mittleren Reife.

Daneben sein 2 Jahre älterer Bruder Johannes, natürlich vermutlich allein wegen seines höheren Alters wesentlich erfahrener und lebensklüger als der kleine Bruder.

In Nebenrollen wären dann noch Jonas´Papa und Mama, seine Oma und ich, Opa und Erzähler dieser Geschichte, zu erwähnen.

Begonnen hat alles so, wie es vermutlich in vielen Familien beginnt. Jonas, damals 12 Jahre alt, möchte ein Haustier.

Wenn unser Jonas etwas will, kann er sehr hartnäckig sein. Kurzum, die Familie war genervt und nach mehreren vergeblichen Abwehrversuchen waren alle bereit, dem Gedanken, sich ein Haustier zuzulegen, näher zu treten. In Frage kamen laut Jonas ein Hündchen, ein Kätzchen oder eine Ratte. Tagelange familiäre Diskussionen waren die zwangsläufigen Folgen. Der erfahrene Johannes trägt lautstark vor, dass der kleine Jonas grundsätzlich viel zu jung und damit noch zu kindlich wäre, um für ein Tier sorgen zu können. Schließlich könne er ja noch nicht einmal auf sich selbst aufpassen. Papa trug zur Diskussion bei, dass man einen Hund nicht allein lassen könne. Schließlich müsse er und Mama arbeiten und Jonas und Johannes täglich zur Schule gehen.

Ein Kätzchen kam für Mama nicht in Frage, da sie eine Katzenallergie hatte. Blieb also noch die Ratte. Hier schaltete sich Oma ein und stellte unmißverständlich

klar: „Die Ratte oder ich“! Jonas entschied sich dann doch für Oma, wobei ich bis heute nicht weiss, ob diese Entscheidung auf Grund eigener Überzeugung oder auf Einwirkung seiner Eltern fiel.

Ein Besuch in der Tierhandlung führte dann endlich zum Erfolg für Jonas. Er bekam ein kleines Kaninchen, schwarz, mit samtweichem Fell und großen Augen. Jonas gab ihm den Namen Roffel, die Eltern sorgten noch für einen Stall und Futter für den neuen Familienzugang. Für die Fütterung selbst und auch für die Reinigung des Stalles war natürlich Jonas zuständig. „Das wird nicht lange gut gehen“ mutmaßte der große Bruder. „Nach ein paar Tagen vergißt der doch alles“! Da täuschte sich aber der so kluge Bruder gewaltig. Schon morgens vor der Schule schaute Jonas nach seinem Roffel und nach der Schule führte ihn der Weg zuerst zum Stall. Nicht einmal mußte er an Fütterung oder Säubern des Stalles erinnert werden. Er setzte sich oft zu Roffel, nahm ihn auf den Arm und streichelte ihn so häufig, dass Oma fast schon eifersüchtig wurde.

Für uns alle war klar, Jonas hatte in Roffel einen richtigen Freund gefunden. Nach einem Jahr wurde Roffel leider krank. Er wollte nicht mehr fressen und hatte oft auch keine Lust, mit Jonas herumzutoben. Auch Tierarztbesuche und Medikamente halfen nicht. Unserem Jonas konnte man ansehen, dass er mit Roffel mitlitt. Leider wurde es nicht mehr besser.

Eines Tages mußte Roffel auf Anraten des Tierarztes eingeschläfert werden. Jonas sah dies nach stundenlangen Gesprächen ein und war schweren Herzens einverstanden. Roffel bekam im Garten ein angemessenes Begräbnis und sogar einen Grabstein, auf dem sein Name steht. Heute, auch noch nach mehr als einem Jahr, steht unser Jonas, inzwischen der Größe in der Familie, noch oft vor dem Grabstein und denkt an sein Freund Roffel.

Rolf Röhr

## Die Zauberin - Ein Märchen von Bernd Rust

Es war einmal eine Geschäftsfrau. Sie war in der Seele groß und stark, gutmütig zu ihren Mitarbeitern und hatte immer ein offenes Ohr für deren Sorgen und Nöten, und war nicht zuletzt deshalb eine sehr erfolgreiche Unternehmerin. Auch hatte sie ein ausgezeichnetes Verhältnis zu ihren Kunden. Alles war insofern in Butter, nur .... es fehlte zu ihrem Glück ein netter Freizeitpartner. Ihre knapp bemessene Freizeit wollte sie nämlich noch intensiver erleben, und dies, meinte sie, würde ihr mit einem gleichgesinnten Partner noch besser gelingen.

Dieser innige Wunsch wurde über die Zeit immer intensiver und drängender, so drängend, dass sie sich noch mehr in ihre Arbeit vertiefte, nur, um nicht an ihre Freizeit denken zu müssen, die sie ja am liebsten im Freien zubrachte, und zwar zu zweit mit einem Freund an ihrer Seite. Im Hause liebte sie es, alleine zu sein, aber ein übermächtiges Verlangen zwang sie, im Freien zu zweit zu sein.

Nun, es gab also die fast unüberwindliche Schwierigkeit, einen Partner zu finden, der sie zwar im Freien begleitete, aber nie das Verlangen äußerte, mit ihr nach Hause zu kommen. So ging die Zeit ins Land und die Geschäftsfrau wurde immer trauriger, da sie trotz mehrerer Versuche einfach nicht den passenden Freund für ihre Freizeit gefunden hatte. Eines Tages traf sie eine Zauberin, die ihr in Gestalt der Bäckersfrau begegnete, bei der sie schon so oft eingekauft hatte. Da die beiden Frauen sich über die Jahre etwas angefreundet hatten, und dies auch ein Tag war, an dem der Wunsch nach einem Freund besonders groß in ihr wühlte, vertraute sie sich der Bäckersfrau an.

Diese hörte aufmerksam zu, nickte und wiegte den Kopf hin und her, so als ob sie intensiv über das Problem nachdenke müsste. Dies war es auch, denn wo gab es schon einen Menschen, der die Bedingungen der Geschäftsfrau erfüllen könnte. Nachdem die Zauberin eine Viertelstunde überlegt hatte, sagte sie ganz geheimnisvoll, dass sie wohl die Lösung des Problems habe, diese jedoch nicht hier finden würde. Draußen am See, in der Fischerhütte am Biberdamm müssten sie nachschauen. Sie müssten aber gemeinsam auf Fahrrädern dorthin fahren. Mit dem Auto ginge das nicht, sonst würde sie ihre Zauberkraft verlieren und eine

Bäckersfrau wie jede andere sein. Damit wäre dann aber auch die Problemlösung verloren. Die Geschäftsfrau wollte nun endlich zu ihrem Ziel kommen und vertraute der Frau. Immerhin kannte sie sie schon länger als zehn Jahre. Sie mietete also zwei Fahrräder und gemeinsam machten sie sich auf den beschwerlichen Weg zur Hütte. Immerhin war die Hütte so abgelegen, dass nur alle paar Schaltjahre sich jemand dorthin verirrte, und dann nur unabsichtlich. Der Weg dorthin war alles andere als ein bequemer Fahrradweg, und die Geschäftsfrau mühte sich, das Fahrrad einigermaßen heil durch das unwegsame Gelände zu steuern, um nicht zu stürzen. Sie hatte schon ganz steife Muskeln von der Anstrengung und einige Zweifel über den Erfolg der Unternehmung. Allerdings, jedesmal, wenn sie zur Bäckersfrau hinüberblickte und je näher sie zum Ziel kamen, sah sie, dass mit dieser eine wunderbare Wandlung passierte: Sie spürte diese zunehmend mächtige Kraft, die von der Frau ausging. Sie war nicht mehr die einfache Bäckersfrau, sie verwandelte sich zunehmend in eine richtige Zauberin mit wallendem Gewand, Zauberapfel und Zauberstab. Das Gewand glitzerte vor lauter goldenen und silbernen Sternlein, dass es nur so eine Lust war, dies anzuschauen.

Schließlich landeten sie an dem See, bei der einsamen Fischerhütte am Biberdamm. Die Zauberin stieg vom Fahrrad und verschwand in der Hütte, wobei sie der Geschäftsfrau ein Zeichen gab, ihr zu folgen. Die Hütte war so düster, dass das Herz der Geschäftsfrau aus Furcht vor dem Unbekannten schneller schlug. Ohne die Zauberin an ihrer Seite hätte sie sich sicher noch viel mehr gefürchtet. Diese saß nun in der Mitte der Hütte und murmelte etwas vor sich hin. Sie bewegte dabei den Zauberstab, klopfte mit ihm gegen den Zauberapfel, ein-, zwei-, dreimal ... und ein Sonnenstrahl brach in die Hütte, auf eine Stelle gerichtet, an der die beiden Frauen einen versiegelten Brief entdeckten. Dieser Brief, so sagte die Zauberin nun an die Geschäftsfrau gerichtet, enthalte die Lösung für ihr Problem.

Sie dürfte den Umschlag jedoch erst Zuhause öffnen, und sobald sie den Brief gelesen habe, würde sie alles um die Zauberin, die Fischerhütte, den See, einfach alles, was sie um den Brief wusste, vergessen. Wenn sie jedoch den Umschlag vorher öffnen sollte, würde sie ihn

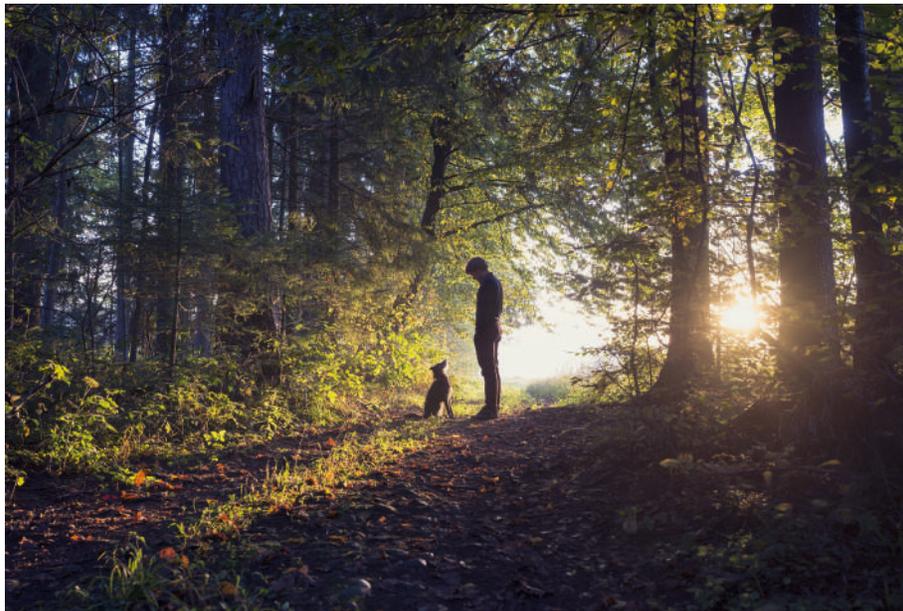
nicht lesen können und somit nie den Inhalt erfahren. Die Geschäftsfrau willigte in diese Bedingungen ein und machte sich alleine auf den beschwerlichen Weg nach Hause. Es reizte sie zwar ungemein, den Umschlag vor Ankunft in ihrer Wohnung zu öffnen, konnte sich jedoch beherrschen, hatte sie doch schon so lange mit ihrem Problem gelebt.

Endlich Zuhause angekommen, müde und zerschlagen von der langen, ungewohnten Fahrt, jedoch fiebrig neugierig auf den Inhalt des Briefes, ließ sie sich in ihr schweres schwarzes Ledersofa fallen und riss den Brief auf. Sie entnahm ihm ein zweimal gefaltetes Blatt blauen Papiers, faltete es auf und herausfielen dreizehn Puzzleteile.

Sie setzte das Puzzle in fieberhafter Eile zusammen, und es fiel ihr wie Schuppen von den Augen. Vor ihr auf dem Tisch lag das Bild eines Hundes – eines Golden Retrievers. Mit glänzendem Fell, treuen Augen, gesund und kraftstrotzend. Dass sie auf diese Art von Freund nicht selbst gekommen war ?!?

Tiere haben etwas, was vielen Menschen fehlt: Treue, Dankbarkeit, Ehrlichkeit und Charakter. Der Hund ist der einzige Freund, der einen so nimmt wie man ist.

Bernd Rust



## Inas – unser treuer Hund von Mathias Schmausser

„Du Kathi, du könntest doch einen Hund sicher gut gebrauchen, ich habe einen für dich“, sagte Reisinger Vetter, unser Nachbar. „Na ja, es wäre mir schon recht, wenn wir einen hätten. Woher hast du einen?“ fragte meine Mutter. „Mein Bruder hat einen guten Hund, bloß, der will vom Haus nicht weg. Das Haus steht schon einige Zeit leer da, der hütet es fest und läßt sich nicht weglocken“, antwortete Reisinger Vetter.

Dies geschah im Herbst 1947, als der 2. Transport aus Bikács ausgesiedelt wurde, diesmal in die russisch besetzte Zone (der 1. Transport ging schon 1946 in die US-Zone, in die Gegend von Nürnberg/Fürth und Ansbach).

Inas' Herrchen kam mit dem 1. Transport nach Bayern, dann wurde der Hund von Familie Hollendonner übernommen – bis auch sie ausgesiedelt wurden – und so blieb Inas allein. Noch am selben Tag, als Reisinger Vetter dies sagte, ging meine Mutter mit ihm runter zu den Preßhäusern, denn hier stand das Haus des Reisinger-Maurers, zwischen den Weinkellern. Als Inas (zu deutsch: Stift oder Lehrling) die Kommenden sah, bellte er fröhlich, denn Reisinger Vetter kannte er ja. Nun begann eine schwierige Prozedur: Wie wird man es schaffen, dieses treue Tier wegzulocken? Meine Mutter nahm ein Stück Brot und etwas Fleisch mit (denn Liebe geht ja bekanntlich durch den Magen!), um ihn damit umzustimmen und doch noch das Haus zu wechseln. Tatsächlich, Inas kam 15-20 Schritte mit, doch dann machte er wieder kehrt und lief in das Haus zurück. Kurz darauf kam er schwanzwedelnd an, lief mal zu Reisinger Vetter, mal zu meiner Mutter und kam dann mit. Er sah wohl ein, daß es alleine, ohne Menschen, keinen Sinn hat, im Haus zu bleiben.

Leute, die in der Nähe wohnten und von seinem Dasein wußten, brachten ihm zwischendurch mal Futter mit, so daß er sich einigermaßen durchschlagen konnte. Ich kannte ihn gut, denn wir Kinder spielten zu gerne zwischen den Preßhäusern „Räuber und Gendarm“ oder ganz einfach Versteck. Mein guter Freund Czechmeiszter Palkó wohnte in unmittelbarer Nachbarschaft der Preßhäuser, und so war es ganz natürlich, daß ich mich fast täglich in diesem Ortsteil aufhielt. Als ich mittags von der Schule heimkam, sah ich zu meiner Überras-

chung Inas im Hof unter dem alten Hackstock am Gangende liegen. Er schaute mich kurz mit seinen – auffallend – hellblauen Augen an, aber nur für einen Moment, dann senkte er sie und dachte wohl nach. Freudestrahlend fragte ich meine Mutter, ob der Hund jetzt uns gehören wird? Mutter erzählte während des Mittagessens das ganze Abenteuer mit Inas. Nach dem Essen trug ich schnell die Zeitungen aus (zu dieser Zeit war ich „rikkancs“, also Zeitungsjunge), und als ich zurückkam – war „unser Hund“ weg. Am späten Nachmittag ging ich mit unserer Mutter, um den Hund zu suchen. Das Heimweh trieb ihn erneut in das gewohnte Haus zurück. Als wir vor das Haus kamen, schlüpfte er gerade aus der halboffenen Hoftür. Nun sprang Inas freudig meine Mutter an, lief nochmals in den Hof zurück und kam erneut auf die Straße. Ich rief ihn beim Namen und lockte ihn, doch er wollte nicht.

Als wir uns anschickten zu gehen, lief er uns einige Schritte voraus, als wollte er jetzt uns von hier, von seiner geliebten Umgebung wegführen. Von diesem Tag an blieb Inas endgültig bei uns, wir wurden als neuer Her akzeptiert. Zunächst gab es ein Problem: wir hatten ja noch „Fritzi“, einen schönen, schwarz-weißen Kater, mit dem er sich noch anfreunden mußte. Dies ging relativ schnell und reibungslos vonstatten. Mit denen er keine Freundschaft schließen konnte, das waren die frechen Spatzen, die ständig herumhüpften – mal auf dem Gang, mal auf dem Misthaufen. Wenn eine Gruppe von Ihnen auf dem Misthaufen zwischen den Hühnern pickten – da sprang er immer dazwischen und verscheuchte sie. Eines Tages hüpfen die Spatzen auch mitunter zwischen den Hühnern und Küken herum, als Inas sie erblickte. Wie aus der Pistole geschossen, sprang er zwischen die Spatzen und Hühnervolk, dabei überrannte er ein Küken, das dann schwerverletzt liegenblieb und später einging. Darauf wurde er von meiner Mutter bestraft – indem sie ihm ein wenig an den Pelz rückte -, dies war eine böse Überraschung für ihn, sowas kannte er nicht. Jetzt war unser Inas aber beleidigt, zwei Tage verweigerte er jegliche Nahrungsaufnahme. Da half alles gute Zureden und Streicheln nichts, er blieb unter dem Hackstock auf dem Gang, wo sein Platz war und schaute mit seinen blauen Augen traurig vor sich hin – und wie traurig er schauen konnte!

Den Teller mit seinem Futter würdigte er keines Blickes. Inas war wirklich ein treues und auch kluges Tier, unser Nachbar meinte auch, Inas würde nur eines fehlen: er kann nicht sprechen. Ein kleines Beispiel hierfür: Eines Tages humpelte Inas an und hob seine Pfote in die Höhe, zunächst dachte ich, er möchte „Pfötchen“ geben, als ich aber sein Pfote in meine Hand nahm legte er die Ohren an und zog seine Pfote zurück. Nun fiel mir auf, daß er etwas ängstlich schaute, jetzt nahm ich die Pfote erneut in meine Hand und merkte, daß er leicht winselte und dabei verschämt zu Boden schaute. Bei näherer Betrachtung sah ich dann einen Dorn in seiner Pfote, den er sich irgendwo im Gebüsch eingetreten hatte. Nachdem ich den Dorn entfernt hatte, sprang er fröhlich wieder davon.

Wenn ich mittags von der Schule heimkam, erwarteten Inas und Fritz mich pünktlich an der unteren Gassentür – wo ein handbreite Loch war -, durch dieses steckte Inas seine Schnauze, Fritz stand am Türbogen oben. Beide versuchten sich in der Freude zu übertrumpfen, der Hund Hüpfte auf seinen Hinterbeinen rückwärts vor mir her und der Kater schlüpfte im Slalom, wie ich es ihm beigebracht hatte, zwischen meinen Beinen. Lag ich in der Gartenliege im Schatten des Birnbaumes, so machte Inas auch seine „Siesta“ unter dem Fußteil der Liege, Fritz dagegen bevorzugte es, zwischen meinen Füßen zu schnurren. So, in dieser Entracht ging es drei Sommer lang, bis dann am 10. August 1950 der Abschied kam. Es war ein heißer Tag als wir packten, das Haus glich einem Bienenhaus – meine Tante, sonstige Verwandte und Nachbarn halfen uns beim Packen. Das Mobiliar, die Kleider, das Geschirr, die Lebensmittel, zwei Ferkel, Hühner, Enten, Gänse usw. mußten noch verteilt und verschenkt werden, denn wir durften pro Person nur 50 kg Gepäck mitnehmen, alles andere blieb in Bikács zurück.

Beide, Hund und Kater spürten, daß unsere gemeinsamen schönen Stunden zu Ende gehen. Zum Abschied gab es noch für jedes Tier ein sehr gutes Mittagessen – ein Leckerbissen, doch keines rührte es an. Der Kater lag unter dem Küchentisch vor seinem Teller und schaute ins Leere. Inas, halb ausgestreckt, den Kopf zwischen die Vorderbeine gelegt, lag daneben und heulte. Die Tiere wurden auch verschenkt, Fritz hatte es einigermaßen leicht, er wurde von Familie Reisinger übernommen – blieb also in der Nachbarschaft, aber

Inas! Ihn versprach ich meinem Freund Kovács Otto, der am Ortsrand, am Anger wohnte. Durch Locken und Vor-ihm-herlaufen kam ich nicht weit, der Erfolg war gleich Null. Inas wollte einfach das Haus nicht verlassen. Nun nahm ich ihn an die Leine und versuchte, ihn so zum Mitgehen zu bewegen, vergebens. Er stellte sich auf die Hinterbeine, zog und zerrte verängstigt an der Leine. Mit viel List und gutem Zureden gelang es dann doch noch – gemeinsam mit Otto – den Hund zu Kovács' zu bringen. Das war gegen Mittag, um um 16 Uhr fuhr unser Zug nach Budapest.

In Budapest blieben wir noch bis Mitternacht des nächsten Tages. Meine Mutter mußte zum Zollamt und sonstige Formalitäten erledigen, in der Zwischenzeit ging ich von einem Café ins andere und ließ mir die feinen Torten, Crèmes und Eis schmecken. Ich hatte mir einige Forint – durch den Verkauf von Zeitungspapier – gespart, denn der Erlös von unverkauften Zeitungen, die kiloweise verkauft wurden, war mein Taschengeld. Da ich noch übriges Geld hatte, kaufte ich je eine Flasche Sauerkirsch- und Kaffeelikör, die brachte ich meinem Vater nach Deutschland mit. Unterwegs – zwischen Wien und Linz – im Orientexpress sprach mich ein Herr aus Ungarn an. Ich stand am Fenster des Ganges und ließ die schöne Landschaft – die hier viel grüner war als in Ungarn, denn in Ungarn war durch die Hitze schon alles braun und grau – vor mir vorbeiziehen, dabei dachte ich an die alte Heimat Bikács und an die neue in Großhabersdorf bei Nürnberg/Fürth. Als er erfuhr, daß ich nach Deutschland umsiedle, meinte er: „Da sind die Zeiten nicht rosig, da wirst du wohl mit dem Essen zurückstecken müssen, denn dort wird sehr viel künstlich hergestellt, die machen sogar Margarine aus Kohle.“ Ich war tief beeindruckt, ebenso besorgt um mein Wohlergehen, denn aus der alten Heimat war ich noch stark verwöhnt, was das Essen anbelangt.

Nachdem ich an meine Freunde in Bikács geschrieben hatte, erhielt ich nach 4-5 Wochen die traurige Nachricht vom Ableben meines treuen Hundes Inas. Er verweigerte jegliche Nahrung und ist wohl an gebrochenem Herzen gestorben. Nie werde ich seine traurigen blauen Augen – mit denen er mich ansah, als ich ihn zu Otto brachte – vergessen, er ahnte sicher, daß es ein Abschied für immer sein wird.

Mathias Schmausser

## „Freundschaft“

Es ist die Freundin ...

„Weißt Du, was ich manchmal denke, über Deine beste Freundin Zoe?“, fragte Luc seine Frau Ada.

„Ich finde, Zoe kann einfach alles, was andere haben, irgendwie immer für sich selbst gut gebrauchen: Spezielle Berufskenntnisse Ihrer Freunde und Bekannten, Ferienimmobilien von Schulfreunden für ihrer eigenen Urlaube mit ihrer ganzen Familie, deine Abendkleider für irgendwelche Einladungen oder Partys,“ ... zählte Luc aus der Erinnerung auf.

Ada weiß sofort, wovon ihr Mann spricht. Im Umgang mit Zoe hatte sie auch schon Gedanken gehabt, die denen ihres Mannes durchaus entsprachen.

Viele Jahre lang hatte sie es sich immer mal wieder überlegt, wie es wohl wäre, wenn sie von Zoe jemals das Angebot erhalten würde, mit deren Campingbus einmal selbst eine „Tour abseits von Hotels und „ausgetretenen Touristenpfaden“ machen zu dürfen. Ada hatte jedoch Zoe von sich aus nie danach gefragt. Und Zoe war wohl auch von sich aus niemals auf die Idee gekommen, Ada ihren kleinen ausgebauten Bus einmal leihweise zur Verfügung zu stellen.

Manches Mal war Ada unzufrieden und auch unsicher gewesen. Unzufrieden, beispielsweise, als sie von Zoe, als „Dankeschön“ für die kostenlose zweiwöchige Überlassung ihres Ferienhauses, ein Päckchen Papierservietten und einen kleinen Brotkorb aus Weidengeflecht erhalten hatte. Unsicher in Bezug auf ihre eigenen Gefühle, ob sie vielleicht zu anspruchsvoll in Ihren

Erwartungen sei, was ihre Freundschaft anbelangte. Wirklich thematisiert hatte sie diese Art von Gefühlen gegenüber Zoe aber nie.

Luc war anders als seine Frau Ada. Er brachte alles, was ihm wie ein Mißstand vorkam auch gleich zur Diskussion. Ada hatte das nie gekonnt. So vorzugehen, war Irgendwie nie „ihr Ding gewesen“. Sie hatte sich auch nie offen und ehrlich beschwert.

Die von Luc über Zoe gemachten Bemerkungen und Bedenken führen dazu, dass Ada lange zurückdenkt. Jahrzehnte lang zurückdenkt. An die Frauenfreundschaft, die sie und Zoe - bei allen Unterschiedlichkeiten und allen miteinander gemachten Erlebnissen - verbindet.

Vielleicht war oder ist die Freundschaft, die Ada und Zoe erleben nicht das, was man gemeinhin eine „Bilderbuchfreundschaft“ nennen würde. Aber sie hat bis hierher die Jahrzehnte überdauert. Die beiden Frauen haben sich in schweren und schwierigsten Situationen unterstützt, getröstet, getragen. Sie sind immer Freundinnen geblieben, haben viele einprägsame Erfahrungen miteinander gesammelt ... Ihre gegenseitige Verlässlichkeit hat sich in zahlreichen Erprobungen bewährt.

Vielleicht ist die Freundschaft eine besondere Form der Liebe. Akzeptanz, Toleranz und Vergebung sind im besten Fall ihre beständigen Begleiter.

Kerstin Schneckenburger

## Ausgebrannt

>> Ich sehe einen blauen Raum mit vielen Uhren an den Wänden. <<

>> Warum löst das in Ihnen eine so große Traurigkeit aus? <<

>> Sie gehen nicht mehr! <<

Ich visualisiere ganz gut. Das war wohl schon immer so. Niemand hat es mir beigebracht, es war einfach da.

Bei einem Gespräch tauchte besagter Raum einfach auf. Zu dieser Zeit war ich so müde und antriebslos, dass bereits der Weg von der Couch zum Badezimmer eine Herausforderung war.

Irgendwo zwischen Kinderbetreuung, Haushalt, Garten, Job und Alltag hatte ich den guten Draht zu mir verloren.

Rien ne va plus. Nichts geht mehr. Ausgebrannt.

Als ich noch so richtig Feuer hatte, kümmerte ich mich um alles.

Kümmern kommt wohl doch von Kummer, denn ich entwickelte mich regelrecht zu einem Kummerkasten.

Alle kamen sie mit ihren großen und kleinen Sorgen zu mir und wenn sie gingen, ließen sie einfach ihren Müll bei mir liegen.

Als ich plötzlich anfing „Nein“ zu sagen und die kleinen Päckchen wieder retour schickte, erlebte ich ganz unterschiedliche Reaktionen. Manch einer wollte sein Paket unbedingt zustellen und klingelte Sturm.

Andere ärgerten sich heimlich und schrieben lieber eine negative Rezension.

Anonym natürlich.

Irgendwann suchten sie sich aber alle einen neuen Ablageort.

Ich bin immer noch ein guter Zuhörer. Ich habe Mitgefühl, aber kein Mitleid mehr.

Ich bin nicht egoistisch, sondern achtsam!

Wenn mir etwas oder jemand nicht gut tut, stelle ich mir vor wie ich eine Mauer baue. Man kann wahlweise auch einen Mantel anziehen oder den „Rollladen“ runterlassen. Der Effekt ist der Gleiche. Man schützt sich.

Und Schutz haben wir alle bitter nötig. Ständig wird einem erzählt, wie man sein soll, was gut für einen ist und was wir noch brauchen um endlich glücklich zu sein.

Wir sind zu dick, zu dünn, zu dumm, zu langsam und überhaupt von allem nicht genug!

Perfektion lautet die Devise!

Dieser starre und kompromisslose Zustand soll uns glücklich machen?

Wir müssen und sollen bis wir selber nicht mehr wissen wo uns der Kopf steht.

Dabei hatten wir doch mal ein gutes Bauchgefühl, einen richtig guten Freund, auf den wir uns verlassen konnten.

Ich pflege jetzt eine liebevolle und intensive Freundschaft zu mir selbst. Das ist harte Arbeit, denn mein bester Freund ist gnadenlos ehrlich und offenbart mir eine illusionslose Wahrheit, wenn ich zuhöre.

Und ich höre jetzt zu!

Dafür erhalte ich eine tiefe, reine Liebe die mich glücklich macht.

Also passt gut auf Euren besten Freund auf!

Liebt und feiert Euch, denn wir sind alle einzigartig und wunderbar, genauso wie wir sind!

Viele Uhren in meinem blauen Raum laufen wieder. Andere hat mein Freund für immer angehalten.

Und das ist gut so.

Stephanie Seith



## Ein Freund, ein guter Freund .....

Im Jahr 1966 wurde ich im Alter von 10 Jahren nach Wyk auf Föhr „verschickt“.

Als die 6 Wochen um waren und wir am Bahnhof standen, tauschte ich mit einem Mädchen, welches in der anderen Gruppe gewesen war die Adresse aus. Daraus entwickelte sich eine Brieffreundschaft, welche bis heute andauert.

Während mein zu Hause etwa 50km nördlich von Hannover war, wohnte Elfi in Darmstadt, etwa 400km von mir entfernt. Telefon hatten wir damals noch nicht und so schrieben wir uns mehrmals im Jahr.

Als wir älter wurden und die Ausbildung usw. anstand, wurde der Briefverkehr etwas seltener aber mindestens zum Geburtstag oder Weihnachten bekam jeder von uns Post.

Im Jahr 1979 sahen wir uns das erste Mal wieder –eine Reise hatte Elfi in meine Nähe geführt und sie machte einen Abstecher zu mir.

Bis zum nächsten Wiedersehen dauerte es aber wieder 15 Jahre. Inzwischen waren wir in den Süden gezogen, hierher nach Neuhengstett. Der Abstand betrug nun „nur“ noch etwa 200km

Dann kam uns das Internet zur Hilfe und der schriftliche Kontakt wurde reger. Wir sahen uns auch ein paar Mal mehr als in der Zeit davor. Aber zum Geburtstag und zu Weihnachten gibt es immer noch richtige, handgeschriebene Post.

Artur Söhnholz



## Freundschaft

Freunde sind wichtig, sie sind meines Erachtens sogar lebenswichtig. Sie sind die wichtigsten Personen im Leben eines Menschen. Ein Freund\* ist Vorbild, Beispiel, Spiegel, Beistand, Geheimnisträger, Verstärker, Motivator, Zuhörer, Mitführender, Mitleidender, Tröster, Mahner und vieles mehr. Diese Aufzählung macht mich ganz schwindelig und ist noch nicht einmal komplett. Sie zeigt mir deutlich, warum Beziehungen kompliziert werden, wenn sie so erwartungsvoll aufgeladen sind. Dabei geht es doch nur darum, einfach zu sein, sich selbst zu sein, und einfach da zu sein. Einen nicht zu verlassen, mitzutragen, was schwer zu tragen ist, einen nicht zu verachten und zu verurteilen, Das unterscheidet dann vom falschen Freund, vom schlechten Freund, vom Allerweltsfreund, auch sogar vom lieben Freund.

Es gibt kein Schulfach „Wie funktionieren Freundschaften?“. Das Leben lehrt es. Wer entsprechende Eltern, Großeltern, Paten hat, hat hier schon gleich die ersten Vorbilder. Meine Omi war so ein Vor- und Leitbild für mich. Sie war immer gut beschäftigt, und doch hatte sie auf wundersame Weise immer Zeit für mich und ließ alles stehen und liegen, um sich mir voll mit dem Herzen und Verstand zu widmen. Dieses Gefühl der uneingeschränkten Zugewandtheit möchte ich im folgenden Märchen wiedergeben.. Möge es allen Mut machen, Freunde sowie sich selbst zu finden und sich vom Leben überraschen zu lassen.

### Der blaue Stern

Es war einmal ein Mädchen, das oben am großen Wasserfall mit vielen Freunden lebte. Es konnte sich gar nicht mehr erinnern, seine Tage ohne sie verbracht zu haben. Sie gingen gemeinsam ihrer Arbeit nach, bestellten den Garten und versorgten ihre Schafe und Ziegen. Sie sangen Lieder, während sie im Fluß ihre Wäsche wuschen oder die Tiere abends beim Haus zusammentrieben. Sie hatten sich irgendwann einmal nach und nach hier zusammengefunden.

Das Mädchen nun, das da oben am großen Wasserfall mit seinen vielen zwei- und vierbeinigen Freunden lebte, hatte eine ganz besondere Vorliebe, die es pflegte und genoss. Es liebte es sehr, langsam zu sein. Langsam stieg es die Berge hoch, um oberhalb des Wasserfalls

Beeren zu sammeln, langsam füllte es seinen Korb mit roten und blauen Früchten, da es jede einzelne Frucht eingehend und respektvoll betrachtete und sich dabei freute, dass sie hier für es wuchs. Ja, ich glaube, es war seine Begeisterungsfähigkeit für alles noch so Nichtiges, was die Bewegungen und Gedanken des Mädchens so langsam und bedächtig werden liessen. Es galt als ruhender Pol unter seinen Freunden, auch wenn es manchmal Anlass zu Verärgerungen gab, wenn es in ihren Augen allzu langsam war. Ihr aller Leben floss gleichförmig dahin, und niemand wollte etwas daran ändern.

Eines Tages, jeder ging seiner Beschäftigung nach oder döste im Schutz vor der heissen Mittagssonne im Schatten der Bäume, traf ein junger Mann bei dem Haus am großen Wasserfall auf das Mädchen, das es liebte, langsam zu sein. Es bot ihm frischen, kühlen Saft aus den roten und blauen Beeren an und wunderte sich sehr, dass sein Gegenüber trotz seiner weichen und katzenartigen Bewegungen so fahrig und ungeduldig wirkte. Schon lange war niemand mehr bei ihnen vorbei gekommen, und da das Mädchen alle Zeit der Welt in sich hatte, wollte es den jungen Mann nicht gleich wieder weiterziehen lassen.

Er erzählte nicht gerne von sich, doch unter dem hellen, ruhigen Blick des Mädchens berichtete er ihm, dass er Tänzer sei, und das wohl nicht weiter bleiben könne. Sein Traum sei verschwunden, der ihn jahrelang begleitet habe und der sein Leben ausmache. Er habe gehört, oben in den Bergen, weit hinter dem großen Wasserfall, träfen sich ab und zu die Träume aller Menschen. Deshalb habe er sich auf den Weg gemacht, um seinen Traum wiederzufinden und ihn zu bitten, mit ihm zurückzukehren. Das Mädchen kannte die Geschichte von der großen Lichtung, wo sich ab und zu die Träume aller

Menschen einfinden und einige auch bleiben, fast genau so, wie das Mädchen selbst und seine Freunde sich im Haus am großen Wasserfall eingefunden hatten und viele davon geblieben waren. Das Mädchen kannte aber auch die Gefahren, die sich Menschen auftaten, wollten sie zu dieser Lichtung gelangen, geschweige denn, mit den Träumen Kontakt aufnehmen. Bisher war keiner der Suchenden je zurückgekehrt. Nur schaurige Geschich-

ten erzählte man sich über deren qualvolle Leiden. Das Mädchen bot dem jungen Tänzer an, ihn zu begleiten. Es hatte ihm zugehört, hatte Gefallen an ihm gefunden und verspürte nur noch den Wunsch, ihm unter allen Umständen zu helfen. So sagte es dem Tänzer nichts von der wahrscheinlichen Aussichtslosigkeit ihres Unterfangens, sah es doch, dass er nur gewinnen konnte, wenn er seinen Traum wiederfinden würde. Langsam packte das Mädchen ein kleines Bündel zusammen und nahm Abschied von seinen Freunden. Niemand fragte, sah und spürte doch jeder die Notwendigkeit seines Aufbruchs mit dem jungen Tänzer.

Viele Tage und Wochen waren sie unterwegs; schon lange kannte das Mädchen keinen Weg, keinen Strauch mehr. Das Haus lag weit unter ihnen und war schon lange seinen Blicken entschwunden. Das Tosen des Wasserfalles hatte es noch ein wenig länger begleitet. Jetzt hörte es ihn nur noch in den Augenblicken, wenn es an seine Freunde dachte und ihnen mit dem Wind Küsse schickte. Sie redeten nicht viel miteinander, der Tänzer und das Mädchen.

Offt lief er weit voraus und wartete ungeduldig, bis das Mädchen wieder zu ihm stiess. Doch liess es sich nicht beirren, setzte bedächtig Fuß vor Fuß und bewunderte die kleinen Blüten im Moospolster oder die wenigen Vogelstimmen, die sich noch vernehmen liessen. Oft war der junge Tänzer mutlos und verzweifelt, er haderte mit sich und verlor sein Ziel, seinen Traum wiederzufinden, aus den Augen.

Das Mädchen schaute ihn eines Morgens nur lange aus seinen hellen, ruhigen Augen an und fasste ihn bei der Hand. So gingen sie weiter, langsam, und dabei zeigte es ihm winzige Blumen und buntschillernde Käfer. Darüber vergaß er seine Ungeduld zwar nie ganz, aber er brachte es auch nicht mehr fertig, weiter zu stürmen, zumal die Gegend immer schauriger wurde und die Winzigkeiten, an denen sich das Mädchen erfreute, immer seltener.

Die Tage, die Monate vergingen. Und da machte der Tänzer das Mädchen zum ersten Mal auf einen kleinen blauen Stern zwischen den Kieselsteinen aufmerksam. Doch als er sich bücken wollte, um ihn aufzuheben, verschwand er. Das Mädchen lächelte still in sich hinein, hoffte es doch, dass er eben auf seinen Traum gestossen war. Doch die Zeit war noch nicht reif. Wie konnte er glauben, eine Kostbarkeit wie diese einfach aufheben und einstecken zu können wie die Kiesel um ihn herum?

Nach dieser Begegnung mit dem Stern wurde er aufmerksamer. Überall hielt er Ausschau nach Ähnlichem und entdeckte dabei auch die Nichtigkeiten, das heisst, das, was er früher als Nichtigkeiten bezeichnet hatte. Die Rollen hatten gewechselt. Das Mädchen wartete jetzt mehr und mehr auf den jungen Tänzer, der sich beispielsweise nicht von den Sprekelungen und Einschlüssen in einem Stück Fels losreißen konnte und sich erfurchtsvoll und staunend darüber beugte, mit den Fingern den Unebenheiten nachspürte oder der Wärme der Sonne.

Eines Tage fragte er recht unvermittelt das Mädchen, das sich ruhig neben ihm aufhielt, ob er ihm vortanzen dürfe. Dieser Wunsch war so brennend in ihm, dass das Strahlen in den Augen des Mädchens genügte, ihn aufspringen zu lassen. Er verharrte kurz, um sich zu besinnen, was er für das Mädchen am besten und schönsten tanzen sollte. Während er die ersten Schritte tat, wuchsen dort, wo seine Füße den Boden berührten, bunte Blümchen auf.

Verzückt und mit leichtem Kopfschütteln über das, was um ihn herum geschah, tanzte er weiter, darauf bedacht, die Blümchen nicht zu zertreten und neue sprießen zu lassen. Er lachte schon recht atemlos, als er sich neben das Mädchen in den Blütenteppich fallen liess. In seinen Augen funkelten tausend blaue Sterne.

Brigitte Stolz

## Freundschaft

Meine Freundin lernte ich Anfang 1969 kennen- ich wusste es damals nur noch nicht. Am 01. Januar 1967 kam ich aus dem „Hohen Norden“ Deutschlands nach Stuttgart, um mich dort zur Krankenschwester ausbilden zu lassen. Ich war sehr stolz, in Stuttgart sein zu dürfen-es hatte nur einen Fehler, ich verstand den schwäbischen Dialekt einfach nicht, und so kam es im Laufe der Zeit zu diversen Missverständnissen, die oft für Schwaben sehr lustig waren, aber für mich furchtbar peinlich.

Im Laufe der Ausbildung wurden wir Schülerinnen(+1 Schüler, damals eine Sensation) Immer nach einer gewissen Zeit auf andere Stationen oder eine dazugehörige Klinik versetzt, um so viel wie möglich zu lernen. Im Frühjahr 1969 war ich auf der Entbindungsstation von hochschwangeren Frauen, die zur Entbindung kamen oder weil es Schwierigkeiten gab. Auf dieser Station war ein ständiges Kommen und Gehen. Es wurde u.a. eine Frau eingeliefert mit furchtbaren Schmerzen während der Schwangerschaft.

Sie wurde fachgerecht behandelt und es wurde viel versucht, aber das Ergebnis war schrecklich: Das Kind war tot und eine künstliche Geburt musste eingeleitet werden. Aus Bettenmangel musste diese Frau mit einer jungen Mutter, die gerade entbunden hatte und sehr glücklich war, in einem Zimmer zusammen gelegt werden- das war natürlich besonders schlimm. Während meiner Arbeit in den Krankenzimmern sprach ich natürlich mit „meinen“ Patientinnen und spendete Rat und Trost, so wie ich konnte. Meine spätere Freundin, Frau M., erzählt mir noch heute, dass sie die riesigen Salatportionen in Erinnerung hat( die ich für sie organisiert hatte, sie wusste es nur nicht)und meine schlagfertigen Antworten. Eines Abends brachte ich ihr Tropfen, die wir geben mussten, wenn die Patientinnen Schwierigkeiten mit der Verdauung hatten. Frau M. wollte wissen was das ist.

Antwort: „Trinken Sie es nur, Sie werden schon nicht daran sterben.“ Das muss ich heute noch hören. Als es Frau M. nach allem , was sie durchmachen musste, besser ging, wurde sie entlassen und ich vergas die Begegnung. Ein paar Wochen später sprach mich eine Mitschwester an. „ Warst Du schon in Zimmer X? Da ist die Frau M. wieder eingeliefert worden. Sie hat nach Dir

gefragt und wenn du Zeit hast, möchtest du einmal bei ihr vorbei kommen.“

Ich nahm es zur Kenntnis und man muss dazu sagen, dass es uns untersagt war, mit Patienten Freundschaften zu pflegen und dass wir keine Geschenke annehmen durften. Wenn es sich nicht vermeiden lies, mussten wir die Geschenke bei der Stationschwester abgeben. Außerdem war ich in der Zwischenzeit versetzt und im Kreißsaal und im Kinderzimmer tätig. Also vergas ich diese Bitte der Patientin. Aus welchen Gründen weiß ich nicht, aber in regelmäßigen Abständen fragte mich Almut (so hieß eine Mitschwester und war eine angehende Hebamme) ob ich jetzt bei Frau M. im Zimmer X reingeschaut hätte. Ich sagt regelmäßig „nein“.

An einem Tag sagte Almut:“ Jetzt gehst Du aber endlich. Der Frau geht es ziemlich schlecht und es ist ihr dringender Wunsch.“ Um meine Ruhe zu haben, besuchte ich in meiner Freizeit Frau M. Sie freute sich sehr und ich erfuhr ihr ganzes Elend. Bei der eingeleiteten Geburt des toten Babys war etwas schief gegangen und sie hatte starke Vergiftungssymptome. Wir unterhielten uns eine Weile sehr nett und ich musste ihr versprechen, wieder nach ihr zu gucken. Irgendwie fühlte ich mich dann besser. Ihren 30. Geburtstag musste Frau M. im Krankenhaus verbringen.- mit Besuch von vielen Familienangehörigen, Freunden und Kollegen. Sie muss wohl sehr beliebt und tüchtig sein, dachte ich und der halbe Krankenhausflur stand voll mit prächtigen Blumensträußen.

Nach längerem Krankenhausaufenthalt konnte Frau M. entlassen werden und weil wir kein Abschiedsgeschenk annehmen durften, lud sie Almut und mich kurzerhand in ein Café ein. Dort durften wir es uns richtig gut gehen lassen. Wir haben uns dann in Abständen getroffen, im Laufe der Zeit nur noch Frau M. und ich; machten während meiner Freizeit große Waldspaziergänge, führten viele Gespräche, gingen Eis essen und etwas trinken. So lernten wir uns immer besser kennen und schätzen.

Irgendwann wurde ich gefragt, ob ich nicht die ganze Familie M. kennenlerne wollte. Ich wollte eigentlich nicht, bin aber dann doch mal hingefahren. Und es war eine der besten Entscheidungen meines Lebens. Sowohl



Eltern, Schwiegermutter, Geschwister, Kinder usw. behandelten mich, als ob ich schon immer zu ihnen gehörte. Es war ein tolles Gefühl und ich war dankbar für das viele Schöne, das ich erleben durfte. Ich lernte das Schwabenländle kennen, schwäbisch verstehen und sprechen und ich liebte diese Menschen.

Inzwischen sind 50 Jahre vergangen. Fast alle, die unseren Lebensweg begleiteten, leben nicht mehr. Meine Freundin M. und ich sind durch unendliches Leid miteinander gegangen aber auch durch viel Freude. Der liebe Gott hat uns den Wunsch erfüllt, miteinander alt zu werden. Das sind wir jetzt und es ist wirklich nichts für Feiglinge. Durch Krankheit sind wir an das Haus gebunden und brauchen viel Hilfe.

Der Mann meiner Freundin liegt seit 11 Jahren im Pflegeheim. Wir leben und hoffen, dass der Herrgott uns noch eine Weile wurschteln lässt und sind dankbar dafür, dass wir uns gegenseitig gefunden haben und dass uns der Gesprächsstoff bis heute nicht ausgegangen ist. Und wenn wir ganz verzweifelt sind, schickt uns Gott immer einen Überraschungengel, der uns weiterhilft.

Gott tut Wunder, man muss ihn bloß lassen.

Monika Stöver



## Sonntagsritual

Wie jeden Sonntag stand sie um 8 Uhr auf, länger hielt sie ihr schmerzender Rücken nicht im Bett. Kleines Frühstück, sie wollte ihr Gewicht halten und Appetit hatte sie sowieso kaum, alleine Essen macht keinen Spaß. Wie jeden Sonntag im Sommer verbachte sie den Morgen in ihrem Garten. Sie liebte es, den Glocken zuzuhören, die von der Kirche herüber klangen, ihren Blumen beim Wachsen zuzusehen und am Sonntag konnte sie das überall sprießende Unkraut einfach mal stehen lassen ohne den Drang zu verspüren, es unter mühsamem Bücken auszuzupfen.

Wie jeden Sonntag setzte sie sich mit der Zeitung vom Samstag auf ihre schattige Terrasse, um die Zeit zu überbrücken, bis sie sich trafen, sie und ihre Freundin Marianne. Marianne kam zum Kaffeetrinken, das war ihr gemeinsames Sonntagsritual seit vielen Jahren. Sie blickte auf: ab und zu spazierte jemand auf dem Weg vorbei, winkte, oder grüßte; sie hatte nette Nachbarn. Es war ein warmer Sonntag und kaum ein Wölkchen zog vorbei. Hin und wieder zwitscherte ein Vogel aber sonst herrschte friedliche Ruhe. Sie merkte nicht, wie ihr die Zeitung aus den Händen fiel und ihre Gedanken an die Freundin zu einem langen Traum wurden... Sie waren schon miteinander zur Schule gegangen.

An einem Tag im August waren sie zum ersten Mal vor der hohen Tür des städtischen Gymnasiums zusammen getroffen. Marianne wohnte nicht weit von der Schule. Ihr Vater war Beamter auf dem Rathaus der kleinen Kreisstadt und hatte sich auf den Hügel über der Stadt ein stattliches Wohnhaus für sich und seine Familie gebaut. Die kleine Marianne marschierte an jenem Tag frisch und fröhlich die Stufen zum Gymnasium hinauf. Sie selbst kam vom Dorf, hatte einen weiten Fußmarsch zu leisten, um in der Stadt aufs Gymnasium gehen zu können.

Am ersten Schultag war ihre Mutter bis zum Ortsrand mitgegangen, aber in Zukunft musste sie die 6 Kilometer alleine gehen. Ihr Vater war Dorfschullehrer und es war für ihn eine Selbstverständlichkeit, dass seine Tochter in der Stadt aufs Gymnasium gehen sollte. Ihr grauste ein wenig vor den fremden Menschen, den Lehrern und alldem, was da auf sie zukam. Am großen Schultor trafen die beiden zusammen: Marianne, die

schwarz bezopfte, kleine, drahtige und Hildegard, damals schon groß für ihr Alter, mit braunen Locken, schüchtern und ein wenig pummelig.

Es war das Jahr 1940 und Mariannes Brüder waren in der Ober- und Unterprima und lagen ihrem Vater jeden Tag in den Ohren, endlich in den Krieg ziehen zu dürfen. Marianne, das Nesthäkchen in der Familie, verstand von Krieg und Politik noch gar nichts. Hildegard auch nicht. In der kleinen Dorfschule, in der sie aufgewachsen war, waren die Auswirkungen von Hitlers Machtergreifung und den Jahren der nationalsozialistischen Prägung kaum angekommen. Das Leben war weiter gegangen wie zuvor und ihr Vater war ein heimlicher Gegner der Nazis und führte seine Dorfschule wie seither auch nach seiner christlichen Überzeugung.

Mariannes Vater konnte als Beamter seine Skepsis der neuen Regierung gegenüber nicht offen zeigen und hielt es für besser, seine Familie politisch uninformiert zu lassen. Doch die beiden Mädchen lernten sich unbedarft und neugierig auf dem Weg ins Klassenzimmer kennen, saßen in derselben Bank und freundeten sich an. Auch beim BDM waren sie zusammen und sie fanden es nett, dass sie dort bei den Gruppenstunden zusammen singen und spielen konnten. Die Jahre gingen ins Land. 1949 in den Wirren der Nachkriegszeit konnten sie miteinander

ihr Abitur ablegen, nach einer Schulzeit mit Fliegeralarmen, Bunker-Vormittagen, Hunger und Angst. Hausaufgaben hatten sie oft auf Papiertüten und anderen Papierresten gemacht, es fehlte an allem und ein kleiner Bleistiftstummel war ein Schatz. Dann waren die Franzosen gekommen; bei Marianne im Haus musste eine Etage für den französischen Truppenarzt und seine Familie frei geräumt werden. Aber das Baby des Franzosen war ein schlechter Esser und Marianne hatte, beschämt aber hungrig um die Reste des Babyfläschchens gebettelt.

Hunger war etwas Schreckliches. Hildegard auf dem Dorf hatte immer genug zu essen und manchmal brachte sie ein Stück kräftiges Brot und einen Kanten Speck als Vesper mit in die Schule und teilte es mit Marianne. Nach dem Abitur mussten beide ans Geld ver-

dienen denken. Marianne machte eine Schneiderlehre, obwohl sie lieber studiert hätte, Hildegard trat in die Fußstapfen ihres Vaters und wurde Grundschullehrerin.

Allerdings heiratete sie schon früh und bekam schnell hintereinander 5 Kinder. Als die Zeiten besser wurden, konnte auch Marianne noch ein Studium nachlegen. Sie wurde Berufsschullehrerin. Geheiratet hatte sie nie, aber eine Tochter hatte sie bekommen, in deren Nachbarschaft sie auch im Alter lebte. Hildegard bedauerte es, dass keines ihrer 5 Kinder in ihrer Nähe wohnte. Ihr Mann war früh verstorben und sie hatte ihre Erfüllung in ihrem Beruf gefunden. Nun war sie allein. Das verband die beiden Freundinnen: Schule, Schüler, Kollegen, das Alleinsein im Alter... Schon als sie noch im Berufsleben standen, hatten sie ihre regelmäßigen Sonntagnachmittags-Kaffee-Stunden etabliert und sich dabei immer abgewechselt.

In den letzten Jahren war nun immer Marianne zu ihr gekommen, da deren Tochter sie problemlos herbringen und wieder abholen konnte. Marianne konnte wegen ihrer schlechten Augen nicht mehr selbst fahren. Hildegard selbst hatte schon vor Jahren das Autofahren aufgegeben, der Verkehr war ihr zu aufregend. So waren sie jeden Sonntagnachmittag beieinander, erzählten von den Kindern und Enkeln, den Nachbarn, dem Fernsehprogramm, ließen sich über das Weltgeschehen aus und sprachen natürlich auch von

den vielen kleinen Wehwehchen, die einen im Alter so plagten. Jeden Sonntag hielten sie es so und es waren Stunden auf die sich beide freuten, in dem eher stillen Alltag, den sie mit ihren 83 Jahren hatten.

Viele gemeinsame Erinnerungen, viele gemeinsame Sorgen, viele gemeinsame kleine Freuden. Hildegard wachte auf. Im Nachbargarten hatte ein Hund laut gebellt. Sie schaute sich verwirrt um. Wie lange hatte sie geschlafen? Fast wäre sie aufgesprungen, um schnell den Kaffeetisch für sich und Marianne zu decken, da fiel es ihr ein: Marianne würde nicht kommen. Marianne war in der letzten Woche wegen einer kleinen OP am Magen in die Klinik eingeliefert worden und dort überraschend vorgestern an einem Schlaganfall verstorben. Sie würde nie mehr kommen. Ihre Freundin war ihr voraus gegangen. Hildegard seufzte. So viele musste sie schon verabschieden, die ihr lieb und Wert waren und nun auch noch ihre beste, längste und liebste Freundin. Von nun an würde sie ihre Sonntagnachmittage wohl allein verbringen. Sie ging ins Haus und schaltete die Kaffeemaschine an. Auch Kuchen hatte sie wie immer besorgt. Mariannes Bild stand neben einer Kerze und einem Blümchen auf ihrer Anrichte. „Und du such da oben schon mal für uns ein schönes Plätzchen für unsere Kaffeestunde“, dachte sie und lächelte der Freundin zu.

Martina Theurer

## Freundschaft

Freundschaft! Was ist schon Freundschaft, wenn man verlassen wird? Wenn Freunde mit einer Sache konfrontiert werden mit der sie nichts am Hut haben möchten. Freunde, die nicht verstehen was vor sich geht? „Sie werden sich schon wieder einkriegen“, denken oder einfach nur verwirrt sind. Es kann nicht sein, was nicht sein darf! „Sie waren doch immer ein Herz und eine Seele“ „Wie kann es sein..... was ist passiert..... es gehören immer Zwei dazu.....“ Stimmen die laut geworden sind und Reden, die hinter vorgehaltener Hand stattfinden. Was bleibt ist die Verlassenheit! Einsamkeit und ein überfordertes Selbst sowie kopfschüttelnde Freunde? Freunde die mit der Sache nichts tun haben wollen. Bekanntenkreise die sich abwenden. Ein sich auflösendes soziales Umfeld. Chaoszeiten!

Was ist schon dran an den Geschichten. Wenn sich Paare trennen wird schnell geredet, geurteilt, getuschelt. Der Mensch neigt dazu sich ein Bild zu machen. Notfalls ein Trugbild. Aber immer will er verstehen. Der Mensch! Der Freund? Freundschaft was heißt das? Wer hat den Mut die Wahrheiten zu hören? Wer schaut genau hin? Wer will wissen..... Ja, auch die Schattenseiten? Wer? Wo seid ihr Freunde?

Ich fühle mich verlassen. Und alles was ihr wissen wollt ist: Was mach er? Wo ist er? Was passiert mit dem Eigentum? Es fühlt sich nur erbärmlich an, verlassen zu werden nach vielen langen Ehejahren. Nach einer innigen gemeinsamen Zeit. Sichtbar für Freunde und Bekannte. Was ist geschehen? Und was ist Freundschaft?

Was Feindschaft ist, habe ich bitter lernen müssen. Wenn die Liebe geht.

Freundschaft ist ein Geschenk, dessen Ursprung in der Liebe liegt. Eine Erkenntnis die mich plötzlich einholt und greifbar wird. Ein Liebesbeweis des Lebens an sich. Etwas das täglich neu entsteht und um mich herum statt-

findet. Wie Wolken die sich aufbauen und sich wieder auflösen. Ein hinkender Vergleich, aber ein für meinen Verstand greifbarer.

Das Leben besteht aus vielen Abschieden und neuen Begegnungen. Das Wissen darum ist wenig tröstlich, wenn man sich in der Phase eines Verlustes befindet. Was mich tröstet ist die feuchte Nase meines Hundes. Beruhigend und zugewandt. Tröstliches beisammen sein. Fell an Hosenbein. Ein Wegbegleiter in freudigen Zeiten und in Notzeiten. Und ein Wegbereiter für neue Freundschaften. Mein tief gesenkter Blick, der die Menschheit in meiner Trauer ausschliesst. Und ein Fellbündel das Freundschaften ermöglicht. Mein Schlüssel zu mir und ein Herzöffner nach draußen. Draußen, zu den anderen Menschenherzen. Personen die erst den Hund sehen und dann mich. Und ich, als Gegenüber, sehe Zuneigung für meinen Hund. Erst jetzt kann ich meinen Blick heben.

Und so kommt es, dass ich mich an einem heißen Sommertag aufmache und mich unter die Leute traue. Was würde sich mehr anbieten als ein kühles Eis? Mutig nehme ich an einem der Tische Platz. Natürlich mit meinem treuen Begleiter. Vorsichtig beobachte ich meine Umgebung, den Löffel ableckend. Erdbeereis und Sahne! Munteres Treiben im Städtchen. Ein ständiges Kommen und Gehen. Und da stehen sie vor mir..... Fünf Personen! „Ist hier noch frei? - Dürfen wir uns dazusetzen?“ - Ja! sage ich und rücke noch ein wenig mehr in meine Ecke. Und schon sitzen sie. Wieder ist der Hund die Brücke. Erinnerungen an ihren früheren Hund werden wach. Den Spaß und die Freude, die sie einmal miteinander teilten. Die Freude ist groß. Ihre Plauderlaune steckt mich an und plötzlich gehöre ich dazu. Der Beginn einer neuer und tiefen Freundschaft ist entstanden. Eine Freundschaft die nach Erdbeereis und Sahne schmeckt.

Martina Väth

## Freundschaften wollen gepflegt sein

Ich wurde 1937 in Zella-Mehlis, Thüringen in der damaligen DDR geboren. Es waren die Nachkriegsjahre – eine schwere Zeit! Wir Kinder mussten mitarbeiten und unseren Beitrag für die Familie leisten. Trotzdem gehören diese Erinnerungen zu einigen meiner schönsten im Leben, die mir keiner nehmen kann.

Meine beste Freundin Hella ging mit mir in dieselbe Klasse. Wir teilten damals alles miteinander: Freude, Leid und unsere Liebe zum Sport. Sonntags machten wir häufig längere Touren mit unseren alten Fahrrädern, die keine Vergleiche zu den heutigen Modellen waren. War Kirmes, fuhren wir den Schaustellern in den verschiedenen Dörfern nach, nur um so oft es ging Schiffschaukel zu fahren. Im Winter wanderten wir mit unseren Schneeschuhen (Ski) viele Kilometer weit ins entfernte Oberhof zum Skispringen. Abends ging es dann zur lang ersehnten Abfahrt. Im Nachhinein hatten wir eher Glück als Verstand, dass uns nie etwas ernstes passierte. Gebremst wurde mit geraden Haselnussstöcken zwischen den Beinen und auch einen Sturzhelm kannten wir nicht.

Es waren die unbekümmertsten Jahre meines Lebens. Wir hatten zwar nicht viel, aber Hella und ich hatten uns. In den Ferien sammelten wir Heidelbeeren, im Herbst Pilze und Bucheckern für unsere Mütter. Als ich im Frühjahr 1954 die DDR verließ, brach es mir das Herz. Ich konnte ja mit meinen 16 Jahren nicht ahnen, was auf mich zukommt. Als ich mich am Bahnhof von meiner Familie und Hella verabschiedete, musste alles unauffällig geschehen. Es gab keine Zeit für große Worte. Erst im Zug konnte ich meinen Tränen freien Lauf lassen. Als ich in meiner Manteltasche nach einem Taschentuch suchte, fiel mir ein Brief von Hella in die Hände den sie mir heimlich zugesteckt hatte: „Vergiss mich nicht und denk immer an deine Freundin Hella!“

Hella war immer die Aktivere von uns beiden. Sie war ehrgeizig und bekam viele Preise in der Schule. Ich lernte eine Menge von ihr. Wie gerne wäre sie damals mit mir gekommen, und wie gerne hätte ich sie damals an meiner Seite gebraucht, aber ihre Eltern ließen sie nicht gehen. Als ich im schönen Schwabenländle ankam, hatte ich eine Anstellung in einem guten Haus als Hausmädchen. Ich dachte mir: „Hier wird es

dir gefallen, die Landschaft erinnert an zuhause und meinen geliebten Thüringer Wald.“ Doch die Sehnsucht ließ nicht lange auf sich warten, nur die Gedanken, mit meinem ersten Gehalt wieder nach Hause zu fahren, ließen mich durchhalten. Es verging damals kein Abend an dem ich mich nicht in den Schlaf weinte.

Täglich schrieb ich Hella Briefe, telefonieren war damals leider noch nicht möglich. Meine Freundin war das Sprachrohr nach Hause, trotz des langen Briefverkehrs in die DDR ging es darum, uns gegenseitig am Alltag der Anderen teilhaben zu lassen und mein Heimweh zu lindern. Mittlerweile lebe ich nun seit über 65 Jahren hier im Schwarzwald. Als dann das erste Schultreffen anstand, hofften wir bitterlich auf eine Aufenthaltsgenehmigung und dass wir uns das erste Mal nach so langen Jahren in die Arme schließen könnten ..... und es klappte! Mit meinem mageren Lohn reiste ich auf Arbeiterrückfahrkarte, das war damals die günstigste Lösung. Mit 50 DM Erspartem waren große Sprünge nicht möglich. Trotzdem brachte ich kleine Geschenke mit in die Heimat: Rasierklingen für den Onkel, Seife und eine Dose Nivea waren sehr willkommen.

Meine Chefin gab mir damals einen Umschlag mit einem 10 DM –Schein mit, auf dem geschrieben war: „Nur für den äußersten Notfall!“ Das ließ sich Hella nicht zweimal sagen, sie hatte bis dahin noch nie Westgeld gesehen, ihrer Meinung nach also Notfall genug. Ich tauschte den Schein 1:4 und der Urlaub war gerettet. Als die Mauer 1961 errichtet wurde, war es erst einmal aus mit unserem Traum. Zu meiner Hochzeit konnte ich keinen Besuch von meiner Familie begrüßen und auch Hella fehlte mir so sehr.

Ein paar Jahre später erhielt ich erleichternde Nachrichten: Ich war mit meinem zweiten Sohn schwanger und konnte Hella endlich wieder besuchen. Hochschwanger zu reisen war ein Risiko für mich, aber dafür hatte ich mein Baby am bequemsten dabei und „schmuggelte“ es unter meinem Herzen mit nach Hause. Wenig später wurde meine Hella stolze Patentante und freute sich riesig. Sie selber hatte leider nie Kinder, die DDR erschwerte es ihr zusätzlich ihre Karriere zu realisieren. Während es im Westen voran ging, glaube ich, konnte sich Hella nie richtig entfalten.

Als Hella krank wurde versuchte ich sie so oft es ging zu besuchen --- nicht gerade das Einfachste als Selbständige mit 4 Kindern. In Hellas schwerer Zeit war ich für sie da, sowie sie die ganzen Jahre zu mir stand. Später telefonierten wir viel. Aufgrund ihrer Krankheit wurde es Hella genehmigt mich zu besuchen. Gemeinsam genossen wir ihre letzten Jahre und versuchten all das zu unternehmen, was wir schon als Mädchen geliebt hatten.

Mit 65 Jahren ist meine liebe Freundin leider verstorben. Ich wusste es sofort, als ich an meinem Geburtstag im Herbst vergeblich auf ihren Anruf wartete. Heute, wenn es draußen zu blühen beginnt und die Tage wieder länger werden, denke ich oft an meine Hella. Sie war ein Sommerkind durch und durch. Ihr Geburtstag war am 10. Mai. Ob der Flieder in ihrem Garten wohl schon pünktlich zu blühen begonnen hat?

Durch meinen Sport habe ich hier viele Freunde kennengelernt. Seit über 10 Jahren fahren meine „Tennismädele“ und ich in den Thüringer Wald. Gemeinsam haben wir schon alle Hütten dort im Umkreis bewandert. Sind wir beim Essen im Kanzlersgrund heißt es: „Es ist Kirmes! Die Schwarzwälder Mädle sind wieder zu Besuch!“

Gemeinsam gehen wir oft zu meiner Freundin Hella ans Grab und ich erzähle den Mädle unsere gemeinsamen Geschichten von früher. Jetzt bin ich über 80 Jahre alt. Mein Mann und ich feiern nächstes Jahr Diamantene Hochzeit. Gemeinsam haben wir 4 Kinder und 9 Enkelkinder groß gezogen. Obwohl ich damals flüchtete, war ich niemals allein. Mit meiner Freundin Hella habe ich so einiges erlebt und überstanden. Mehr kann man im Leben nicht erreichen.

Lieselotte Vogel





## Wahre Freundschaft

Bei euch ihr lieben Menschenkinder gibt es ein Lied.....

Wahre Freundschaft soll nicht wanken.....

Was bedeutet wahre Freundschaft?

Eine echte tiefe Freundschaft begleitet euch, ihr lieben Menschenkinder, durch euer ganzes Leben, ja viel mehr sind es im Leben mit euren wahren Freunden die in vielen verschiedenen Funktionen, Konstellationen zusammen sind.

Ein wahrer Freund muss nicht immer liebevoll sein. Viele Situationen in eurem Menschenleben erfordern Gutes und Böses!

Gutes und Böses sind für euer spirituelles Wachstum, die Entwicklung für eure Seele, von Wichtigkeit! Es kann im Leben nicht immer alles nur gut sein, alles nur gut verlaufen.

Wahre Freunde sind da, wenn euch, ihr lieben Menschen, „Böses“ widerfährt. Böses widerfahren heißt, es kann durch eine Krankheit und vieles mehr euch widerfahren.

Oft versteht ihr den Sinn für das Böse nicht und ihr fragt euch:

Warum?

Weshalb?

Wieso gerade ich?

Wenn euch das passieren sollte, dann achtet bitte auf die Menschen, die euch Gutes tun und euch helfen, das Böse in das Gute zu verwandeln!

Achtet auf die Worte, Gesten, Taten und Werke, die diese Freunde an euch und in eurem Umfeld vollbringen!

Achtet auf die Feinheiten, Nuancen und vieles mehr, denn nur so könnt ihr wahre Freunde erkennen.

Wahre liebevolle Freunde sind stets füreinander da und helfen sich gegenseitig in Liebe, Respekt und Vertrauen!

Aloisia Walter



## DEUTSCH-FRANZÖSISCHE FREUNDSCHAFT schon über 50 Jahre

1965 fand in Stuttgart das Europa-Festival der Katholischen Landjugend statt. Das Europa-Büro hierfür MIJARC (Mouvement International Jeunesse Agricole Rural Catholique) war in Louvain /Belgien. Das ganze Organisationsteam war französisch sprechend, außer Inge Hochwimmer, einer Dolmetscherin aus Österreich und meinem Freund, Rolf Weber aus Stuttgart, den ich dann 1968 heiratete.

Rolf war 1965 Diözesan-Jugendreferent und hatte die Aufgabe, als Stuttgarter dieses Festival zu organisieren, obwohl das Hauptteam französisch sprechend war:

Georges Garot, le président, aus der Normandie  
 Pierre Brosson, der Presseemann, aus Paris  
 Alberte Dal, verantwortlich für das Programm aus Toulouse  
 Onorina Piccinin, die Sekretärin, aus dem französischen Teil von Belgien  
 Inge Hochwimmer, die Dolmetscherin, aus Linz und  
 Rolf Weber, Geschäftsführer für dieses Festival, aus Stuttgart

Die Organisation war gar nicht ganz einfach, da alles übersetzt werden musste und die Franzosen kaum Deutsch sprachen. Dafür war es aber sehr lustig, alle waren ungefähr gleich jung und ein gutes Team auch außerhalb der Arbeit. Sie hatten ein Büro in der Heusteigstraße und auf dem Cannstatter Wasen für einige Monate zum Vorbereiten.

Auf dem Cannstatter Wasen wurde ein Zeltlager aufgebaut für ca. 20.000 Jugendliche. Das Programm fand im Neckarstadion und auf dem Killesberg statt. Da ich in der Nähe des Wasens in einer großen Exportfirma arbeitete und auch beruflich französische Korrespondenz schreiben musste, lud Rolf, mich ein, öfters abends vorbeizukommen und ein wenig zu helfen, um meine Sprachkenntnisse anzuwenden. Das kam mir sehr gelegen, denn ich wollte doch endlich einmal Französisch sprechen mit Muttersprachlern. So ging ich öfters hin, und an den Wochenenden unternahmen wir Ausflüge und Besichtigungen in der Umgebung. Begeistert waren die Franzosen vom Bodensee und gefallen hat ihnen an Fasching der Karnevalsumzug in Köln.

Das Festival dauerte 4 Tage (Himmelfahrt bis Wochenende) und war verregnet. Die Zelte schwammen teilweise im Wasser und viele Jugendliche mussten in Schulen oder Hallen untergebracht werden. Trotzdem fanden die meisten Veranstaltungen statt. Es war ein schönes Fest, aber mit dem Regen hatte niemand gerechnet. Die Freundschaft im Vorbereitungsteam war hervorragend und auch lustig, da sich die Franzosen über manche deutsche Ordnung und Vorschrift, z.B. über die vielen vorgeschriebenen Toiletten auf dem Wasen amüsierten. Wir fanden es schade, dass nun alles vorbei war und alle wieder auseinander gingen. Daher lud uns Georges am 15. Juli 1965 zu seiner großen Bauernhochzeit in die Normandie bei Mayenne ein. Ich musste bei meinen Eltern kämpfen, dass ich mit Rolf dorthin fahren durfte, da ich weder verlobt noch verheiratet war, was in dieser Zeit in meiner katholischen Familie heikel war.

Letztendlich bekam ich die Erlaubnis, was viel Überzeugungsarbeit kostete. So waren wir eine Woche unterwegs von Stuttgart quer durch Frankreich bis zuletzt zur Hochzeit nahe Mayenne. Die Hochzeit war ein internationales Fest mit Gottesdienst, leckerem französischem Essen, viel Programm sowie Musik. Zwischen den Mahlzeiten wurde viel gesungen, und wir Deutschen mussten auch unseren Beitrag leisten und sangen ein lustiges deutsches Volkslied. Nach der schönen Hochzeit gingen wir alle wieder unsere Wege. Es war sehr schade, denn wir mochten uns gerne und lebten weit verstreut in Europa.

Wir hielten jedoch den Kontakt weiterhin. Alle heirateten und bekamen Kinder. Es vergingen viele Jahre. Nach 10 Jahren hatte mein Mann die Idee, ein Nachtreffen in Deutschland zu machen und lud alle ein. Tatsächlich kamen alle mit Flugzeug, Autos, mit oder ohne Kinder in ein Feriendorf bei Düsseldorf. Es war schön, alle wiederzusehen. Wir beschlossen, dass wir uns reihum alle 5 Jahre bei jedem der 6 Paare in deren Heimat treffen. Das nächste Treffen war in Salzburg mit Inge, dann waren wir in Belgien, in Toulouse und in der Auvergne (Ferienhaus von Pierre). Auch die Kinder verstanden sich gut, sie waren ja ungefähr gleich alt, und wir wollten, dass unsere Kinder auch Französisch sprechen lernten. Pierre war in Paris zuständig für Ferien auf

dem Bauernhof und besorgte uns einmal ein Ferienhaus mit einem wunderschönen, einsamen Strand in der Normandie. Auch Georges aus der Normandie besuchte uns in Althengstett. Er hatte noch Beziehungen zu Verwandten nach Leonberg. Es war eine schöne Zeit und wir waren gerne im Ausland unterwegs.

Doch ganz plötzlich traf uns ein furchtbarer Schicksalsschlag aus heiterem Himmel. 1991 verstarb mein Mann Rolf Weber mit 52 Jahren. Wir waren in Stuttgart, um einzukaufen für einen Besuch bei Pierre in Paris. Rolf, der auch Gemeinderat in Althengstett war, musste früher mit der S-Bahn nach Hause fahren zur Gemeinderatsitzung, wo er nicht ankam. Im Hauptbahnhof ist er tot umgefallen, während ich mit meiner Tochter Silvia und einer Freundin bei einem Vortrag im Hospitalhof war. Als ich spät abends heimkam, überbrachte ein Polizist die Todesnachricht. Eine sehr traurige und schwierige Zeit für mich und meine drei Kinder begann. Die Kinder waren noch in der Schule, in der Ausbildung und im Studium im Ausland.

Unsere Freunde in Frankreich bestanden sehr darauf, dass wir uns weiterhin treffen, zunächst alle 3 Jahre, jetzt alle 2 Jahre. Bei mir in Althengstett fand schon zweimal ein Treffen statt. Meine Kinder halfen mitorganisieren. Zunächst wollten die Franzosen Stuttgart, die Stätten des Festivals, wiedersehen. Die Königstraße war zur Fußgängerzone geworden. Es fahren keine Straßenbahnen mehr wie früher. Wir hatten eine Führung im Neckarstadion, und auf dem Killes-

berg konnten wir noch mit dem Zügler fahren. Beim 2. Treffen hier besuchten wir das Daimler-Museum in Stuttgart und die Markthalle. Pierre aus der Auvergne konnte es nicht fassen, dass es in Stuttgart den gleichen St.Nazaire-Käse gibt, wie den aus der Auvergne, den er mir von so weit mitgebracht hatte.

In Neuhengstett besuchten wir noch das Waldenser-Museum und waren bei Familie Guillaume eingeladen, wo uns Herr Guillaume noch viele Bilder aus seiner Heimat zeigte. Frau Guillaume verköstigte uns gut schwäbisch und zum Kaffee gab es noch eine "Schwarzwälder Kirsch"-Torte. Herr Guillaume, der auch Franzose ist, sagte, es sei wie ein Heimattreffen für ihn und freute sich über unseren Besuch.

Nach 50 Jahren waren wir 2015 alle zur „Noce d` Or“ (Goldenen Hochzeit) eingeladen bei Georges in der Normandie. Inge und ich fuhren mit dem TGV nach Paris, anschließend weiter mit dem TGV nach Laval, wo uns Georges abholte.

Leider sind schon 4 Männer aus unserem Festival-Team verstorben, aber dieses Jahr sehen wir uns alle in Linz bei Inge wieder. Inzwischen sind wir zwischen 72 und 83 Jahre alt! Alle französischen Freunde haben zugesagt. Ich freue mich darauf und meine Tochter will mich begleiten. Vive la France!

Adelheid Weber

## Ein Geheimnis

Pause. Mit lautem Geschrei stürmten die Kinder nach draußen. Plötzlich stand Marlene neben mir. Darf ich den Hund nehmen? Ich war vollkommen überrascht. Marlene hatte noch nie gesprochen. Ihre Worte hörten sich an, wie wenn sie durch Steine gepresst würden. Ihre Stimme klang heiser und brüchig.

Blitzschnell gab ich ihr die Leine. Marlene ließ sich von dem Hund ins Freie ziehen. Sie folgte ihm in alle Richtungen. Von Busch zu Busch, von Stein zu Stein. Sie liefen immer schneller. Noch nie war sie gerannt. Noch nie hatte ich Leben in ihren Gesichtszügen gesehen. Ihr Blick hellte sich auf, ihre Lippen öffneten sich leicht. Ihre Wangen wurden rot. Im Klassenzimmer zurück mit den anderen Kindern, fiel Marlene wieder in ihre Erstarrung. Dort war sie das dicke Kind in den viel zu engen, verwaschenen, immer braunen Hosen und Pullovern. Ihre Gesichtszüge dumpf, wie von dunklen Wolken verhangen. Ihre wenigen Bewegungen langsam und unbeholfen.

Wenn Du möchtest, kannst Du den Hund morgen wieder nehmen. Marlene schaute mich aufmerksam an. Freute sie sich? Ich hatte es schon lange aufgegeben, sie etwas zu fragen. Den Kindern ging es genauso. Wir hatten uns daran gewöhnt, dass sie immer schwieg und manchmal hatte ich das Gefühl, als wäre sie gar nicht da. Darf ich hierbleiben? Während ich nach dem Unterricht im Klassenzimmer aufräumte, ging sie mit dem Hund in den kleinen Nebenraum. Die Tür war nur

angelehnt, so dass ich hören konnte, wie sie mit ihm sprach. Ich mag Dich, sagte sie zu ihm. Du bist mein Freund. Und ich bin Deine Freundin. Immer und immer wieder wiederholte sie diese Worte, flüssig und klar. Langsam ging ihr Sprechen in ein melodisches Singen über. Die Töne wurden höher und höher. Ihre Stimme wuchs zu einem schwebenden Klang wie von einer schwingenden Glocke.

Nach einer Weile brach ihr Gesang ab. Dann kam sie zurück ins Klassenzimmer. Ihre Augen leuchteten warm, ihr Blick war weich. Marlene ging mit federnden Schritten zu ihrem Tisch, als ob sie tanzte. Dort warf sie mit Schwung ihren Schulrucksack auf den Rücken. Auf dem Weg zur Klassenzimmertür fiel Marlene wieder in ihre Erstarrung zurück. Ihr Kopf senkte sich, die Schultern hingen herab und ihre Bewegungen wurden langsam und unbeholfen. So geschah es viele Wochen, immer auf dieselbe Weise. Marlene ging mit dem Hund in den kleinen Nebenraum und sang ihm das Lied ihrer Freundschaft.

Eines Tages kam sie nicht zurück ins Klassenzimmer. Kein Laut war zu hören. Minutenlang. Dann ein schnelles, rasches Atmen, wie wenn sie einen Berg besteigen würde. Stoßweise, mit schriller, kaum hörbarer Stimme presste sie die Worte aus sich heraus. Wenn Du es niemandem sagst, erzähle ich Dir ein Geheimnis.

Charlotte Wentsch

## Mein Freund

Alle Wertschätzungen, die sich auf einen Freund konzentrieren und alle positiven Eigenschaften, die ihm nachgesagt werden können, übertrage ich gerne auf meinen Freund. Seine einzigartige Auszeichnung besteht darin, er ist mein Freund. Und auf diesen Besitzanspruch bin ich stolz, ohne dass ich ihn etwa in meinen Bann ziehe. Im Gegenteil, unsere unterschiedlichen Temperamente, Interessen und Ziele unterstützen und bereichern unsere Gespräche und unser Verhalten im Alltag. Wir lernen voneinander, ohne es zu bemerken.

Unsere Freundschaft festigte sich zusätzlich durch die Sympathien, die wir auf unsere Ehefrauen übertragen konnten. Zwei Ehepaare in einem Boot sind gegen ein Wanken bekanntlich keine Gewähr. Wir beiden Freunde wählten vor vielen, vielen Jahren, natürlich jeder für sich, den richtigen Ehepartner, der ganz selbstverständlich unseren Freundeskreis vervollkommnete. Wohl dem, der seinen Freund bereits im Buddelkasten fand. Das frühe Aufeinanderzugehen schafft ein starkes Vertrauensverhältnis. Der Freund wird nicht nur nach praktizierten Streichen, die ich mir allein zuordnen muss, zum Mitwisser oder Beichtvater, sondern auch zum Ratgeber, wie man aus der Schlinge wieder herauskommt. Bereits im Kindesalter hilft der Freund einem in der Not, speziell dann, wenn sie naiv als ein Weltuntergang wahrgenommen wurde.

Nun muss ich aber endlich meinen gleichaltrigen Freund Bruno vorstellen, den ich wenige Jahre nach Kriegsende in Berlin beim Spielen auf der Straße kennen lernte. Er war neu mit seinen Eltern in die Siedlung gezogen und verhielt sich anfangs zurückhaltend. Am nächsten Tag klingelte ich bei ihm im dritten Stock an der Türe und wurde sehr freundlich von seinen Eltern begrüßt. Bruno durfte mich begleiten! Unsere gemeinsamen Abende verliefen harmonisch, wobei ich der lebhaftere und Bruno mehr der besonnenere Partner war. Es folgte der gemeinsame, zweijährige Konfirmationsunterricht und nach vielen weiteren Erlebnissen die berufliche Ausbildungszeit, die unsere Freizeit bei der damaligen Achtundvierzigstundenwoche mächtig verkürzte! Gerade

diese Drastik schmiegte uns beide noch enger zusammen, da wir unsere Begegnungen nicht nur gezielter gestalteten, sondern auch gründlicher genossen.

Ich hatte mir damals in Berlin ein Faltboot gekauft, mit dem wir so oft wie nur möglich die West-Berliner Gewässer abpaddelten. Wir waren ausgelassen fröhlich, hatten unseren Spaß und übernachteten sogar einige Male im selbst aus alten Wehrmachtsplanen zusammen genähten Zelt. Der Berliner würde sagen: „Wir fühlten uns wohl, wie Schwein auf's Sofa!“ Fast jeden Mittwochabend trafen wir uns zum Kinobesuch. Nach meiner Lehrzeit verließ ich Berlin. Bruno blieb seiner Heimatstadt bis heute treu. Trotz weiter Entfernungen blieben wir im regelmäßigen Kontakt und schrieben uns Briefe, die ich mir von meinem Freund Bruno teilweise bis heute aufhob. Telefonieren war noch nicht in. Früher weniger, heute öfter und motorisiert treffen wir uns nicht allein zu besonderen Anlässen. Unser Freundeskreis vergrößerte sich im Laufe der Zeit und so begegnen wir uns in größerer Runde manchmal im Urlaub an „Land und auch auf See.“

Gesundheitlich lagen wir beide mehrmals böse auf der Nase. Unsere gegenseitigen Genesungswünsche beinhalteten auch die positive Gewissheit, dass wir als „Vorkriegsware“ einigegeduldig ertragen können. Nicht nur der Krieg, sondern auch die Entbehrungen und Unsicherheiten, die wir als West-Berliner parieren mussten, festigten unsere Freundschaft. Gestützt auf die Courage unserer Eltern strebten wir fleißig und hoffnungsvoll besseren Zeiten entgegen. Meinen „alten“ Freund Bruno mit der fast vergessene Ehrbezeichnung als „nobel“ auszuweisen, ist privilegiert. Mein Freund ist kultiviert, vornehm, feinfühlig, freigiebig, gebefreudig, großzügig, hochherzig, honorig und elegant. In einem alten Schlager heißt es: „Wir wollen Freunde sein, für's ganze Leben, dann ist die Welt so schön, als ob es Frühling wär.“ Hofentlich können wir uns noch häufig im Frühling begegnen.

Helmut Wenzel

## Meine Geschichte über Freundschaft

Sie hieß Helga, ich durfte sie – wie ihre Familie - „Helgi“ nennen. Die Freundschaft währte ab unserem jeweils 7. Lebensjahr bis zu ihrem Tod mit erst 55 Jahren.

Sie kam 1950 im laufenden 2. Schuljahr in unsere Klasse in Bonn. Es stellte sich bald heraus, dass sie mit ihren Eltern und ihrem Bruder in ein Haus in derselben Straße ein-gezogen war, in der auch ich wohnte. Damit sie sich schnell zurecht fand in der neuen Umgebung, war ich ihr gern behilflich und ebnete ihr die Eingewöhnung in die neue Klasse. Dafür lud sie mich in ihr Kinderzimmer ein. Ich staunte sehr, denn so etwas kannte ich nicht. Darin gab es schon zur damaligen Zeit einige sehr schöne Spielsachen, die ich bestaunte und mit denen wir zusammen spielten. Helgi sorgte immer dafür, dass ich nicht merken sollte, wie finanziell eingeschränkt meine Familie lebte im Gegensatz zu ihrer und wie bedrückend die Situation bei mir zu Hause oft durch die Krankheit meiner Mutter war.

Wir gingen jeden Tag zusammen zur Schule und auch wieder zurück und waren recht glücklich und unbeschwert miteinander. Helgi wechselte nach der 4. Klasse ins Gymnasium, während ich aus finanziellen Gründen (damals wurde auf „höheren“ Schulen noch Schulgeld verlangt) weiter die Volksschule besuchte. Das tat unserer Freundschaft je-doch keinen Abbruch. Ich begleitete sie mit dem Fahrrad zum Klavierunterricht und wartete vor dem Haus, bis ihre Klavierstunde beendet war. So brauchte sie den weiten Weg nicht allein zu radeln. Manchmal konnte ich ihr anfangs noch bei den Hausaufgaben helfen. Auch ein Argument, um den Nachmittag zusammen verbringen zu können. Über unsere ersten Schwärmereien für das andere Geschlecht tauschten wir uns natürlich aus. Später kam sie für ein Jahr aufs Internat in die Schweiz. Da begann erstmals ein Briefwechsel zwischen uns, und sie ließ mich dadurch an allen für sie so fremden Ereignissen teilhaben. Ihr tat es auch gut, mir von ihrem Heimweh berichten zu können, über das ich sie hinweg zu trösten versuchte.

Nach ihrer Rückkehr erzählte Helgi eines Tages, dass sie mit ihren Eltern nach Köln zie-hen wird. Das war ein trauriger Tag, aber wir schworen uns weiterhin als Freundinnen die Treue. Ab und zu besuchten wir uns gegenseitig und schliefen dann notgedrungen in einem Bett, denn Gästebetten oder gar Gästezimmer waren damals noch großer

Luxus. Damit ich während der Schulferien nicht allein zu Hause bleiben musste, schlug Helgi ihrer Mutter vor, mich mit in den Urlaub nach Österreich zu nehmen. Dadurch hatte auch ich herrliche vier sorgenfreie Wochen, die wir gemeinsam beim Wandern und Baden genießen konnten. Nach Abschluss der Schule traten wir in das Berufsleben ein und freuten uns über jedes Treffen und jeden ausführlichen Brief.

Wir nahmen gegenseitig an der Hochzeit der an-deren Teil und auch die Männer wurden Freunde. Bei der Taufe unseres ersten Kindes Monika war sie natürlich Paten-tante. Da ihr Mann in der Türkei die Leitung der Filiale eines großen deutschen Unternehmens leitete, blieb sie dort viele Jahre. Aber auch die große räumliche Entfernung konnte unserer Freundschaft aus Kindertagen nichts anhaben und wir blieben in engem schriftlichen Kontakt. Ihr Sohn Jörg hatte natürlich wie selbstverständlich mich als Patin, obwohl ich nicht an seiner Taufe in Istanbul teilnehmen konnte. Nach Helgis Rückkehr nach Deutschland besuchten wir uns wieder öfter. Mehrere Stun-den Autofahrt zwischen unseren Wohnorten überwandten wir gern, um uns zu sehen und mittlerweile auch das Her-anwachsen unserer Kinder zu begleiten. Wir luden uns gegenseitig zu allen Familienfesten ein, denn wir gehörten mittlerweile jeweils symbo-lisch zur Verwandtschaft der Anderen. Auch als die Eltern starben, spendeten wir uns Trost. Doch dann wurde Helgi sehr krank und über mehrere Jahre führten wir viele traurige Telefonate. Ich wollte die Krankheit der Freundin nicht wahrhaben und verdrängte die Tatsachen. Helgi erlebte aber noch die Hochzeit unsere Tochter Monika und die Geburt meiner ersten Enkelin Sonja. Wie selbstverständlich übernahm ihr ältester Sohn Jörg Sonjas Patenschaft.

Helgis Tod beendete unsere innige lange Freundschaft abrupt und hinterließ bei mir eine große Lücke. Ihre Hilfsbereitschaft, ihr selbstloses Wesen und ihr Verständnis sind mit ihr gegangen. Zum Glück besteht die Verbindung weiter zu ihrem Mann. Auch unsere Kinder haben Kontakt miteinander. So kann eine freundschaftliche Beziehung über Jahrzehnte trotz völlig verschiedener Lebensverhältnisse und räumlicher Entfernung bestehen bleiben und in den Kindern fortleben.

Irene Wenzel.

## Freundschaft

Meine beste Freundin hieß Anette. Sie war ab der 5. Klasse des Gymnasiums meine Mitschülerin, und wir verstanden uns bestens. Wir teilten alles miteinander, wollten wie Zwillinge sein. Wir hatten das gleiche Mäppchen, den gleichen Lippenstift, die gleiche Frisur, wir übten sogar an einer gleichen Handschrift. Wir saßen nebeneinander und schwatzen zum Ärger der Lehrer ununterbrochen. Wir sangen im gleichen Chor, mit dem wir vor größeren Auftritten in die Jugendherberge zu Probewochenenden fuhren. Wir spielten beide Gitarre und sangen dazu. Das Leben war herrlich.

Nach der Schule war ich oft bei Anette zu Hause. Dort war es so ganz anders als bei uns, was mich in großes Staunen versetzte. Anette hatte 2 jüngere Geschwister, Thomas und Sabine. Für die 3 Kinder gab es eine Hauswirtschafterin, weil ihre Mutter berufstätig war. Sie kochte für uns, wenn wir mittags aus der Schule kamen. Anette und ihre Geschwister waren sehr schleckrig: Sabine mochte keine Kartoffeln, Anette keinen Reis, Thomas kein Gemüse. Das war alles nicht schlimm, die Hilfe kochte für jedes Kind extra, was es gern mochte. Ich war begeistert. Bei uns zu Hause wurde gegessen, was auf den Tisch kam, mäkeln war nicht gefragt. Außerdem durfte bei Anette während des Essens geschwatzt werden, und die Kinder gaben den Erwachsenen Widerworte! Es herrschte eine entspannte und fröhliche Atmosphäre, alle waren locker. Ich bekam den Mund nicht mehr zu und war sehr gern bei Anette zu Besuch. Was mich am meisten beeindruckte: Die Kinder bekamen alles, was sie sich wünschten. Und zwar sofort, ohne dass sie warten mussten, obwohl es nicht Weihnachten war, und obwohl sie nicht Geburtstag hatten. Nein, einfach so, außer der Reihe. Thomas ein Aquarium, Sabine ein Himmelbett und Anette ein lila Fahrrad. Das fand ich traumhaft schön, mir kam es vor, als ob die Drei einfach alles hätten, was es gab.

Anette war katholisch, ich evangelisch. Zu meiner Konfirmation durfte ich sie einladen. Das war super, denn außer meinem kleinen Bruder waren sonst nur Erwachsene anwesend. Natürlich bekam ich auch Geschenke: Vernünftiges, etwas für später, etwas Bleibendes, etwas für's Leben, Dinge von Wert und zum Andenken, das fand ich damals nicht so prickelnd. Ich erinnere mich, dass ich mich am meisten über einen billigen Plastik-

anspitzer freute, den mir eine Arbeitskollegin meines Vaters schenkte. Ich hielt ihn für das einzige zu einem Teenager passende Geschenk. Er steht übrigens noch heute als nettes Andenken in meinem Büro, während alle Handtücher zur Aussteuer längst verwaschen in die Altkleidersammlung wanderten. Es war ein schöner Tag, ich genoss es, im Mittelpunkt zu stehen und dass alle Gäste gekommen waren. Und dann sagte Anette plötzlich diesen einen fatalen Satz: „Mann, hast Du viele Geschenke bekommen, das will ich alles auch haben.“

Diese Aussage war das sofortige Ende unserer Freundschaft. Ich dachte: „Das darf doch nicht wahr sein. Du hast alles, deine Eltern haben ein Haus, dein Zimmer wurde gerade frisch renoviert, ihr fahrt jedes Jahr in den Urlaub, du bekommst viel mehr Taschengeld als ich, deine Eltern fahren dich mit dem Auto wohin du willst, und dann noch dieses unglaubliche lila Fahrrad! Und jetzt gönnst Du mir diesen einen Tag und diese paar Geschenke nicht?“ Gesagt habe ich nichts, aber Anette danach nie wieder gesehen. Zufällig wechselte sie zur gleichen Zeit auf ein anderes Gymnasium. Ich war noch eine Weile erstaunt, dass sie sich nicht mal gemeldet und nachgefragt hat, was denn los sei. Sie hat die Trennung einfach akzeptiert. Als ich ihre Schwester einmal beim Chor traf, sie hat mich übel beschimpft. So ist unsere Freundschaft an Neid zerbrochen. Neid, ein Charakterzug, der mir bis heute völlig fremd ist, und den ich bis heute nicht toleriere. Ich denke oft an Anette und wüsste gern, was sie heute macht. Ich frage mich, ob es richtig war, so konsequent reagiert zu haben.

Jetzt, 37 Jahre später, sagte wieder eine Freundin zu mir: „Ich bin neidisch auf dich.“ Wieder geht es um ein Geschenk (komischer Weise sind es wieder Handtücher). Wieder hat es mich tief verletzt. Wie soll ich mich dieses Mal verhalten? Ich weiß es noch nicht. Zumindest reagiere ich nicht mehr so impulsiv, sondern denke darüber nach. Wenigstens das habe ich im Laufe der Jahre gelernt. Vielleicht gebe ich ihr diesen Aufsatz zu lesen, denn Freundschaft ist schließlich wichtiger als Handtücher. Handtücher trocknen nur die Haut, Freundschaft wärmt das Herz.

Monika Wenzel-Schmitz

## Geschichte über eine lange Freundschaft

Unsere Geschichte begann im September 1979. Meine Familie und ich wohnen in Stuttgart in einer 3-Zimmer Wohnung. Da meine Eltern schon immer begeisterte Wanderer waren und gern in den Schwarzwald fuhren, keimte bei ihnen die Idee aufs Land zu ziehen.

Wir zogen im Jahr 1979 dann aufs Land in den Ort Effringen. Von der Stadt aufs Land, für mich als 12-Jährige die Hölle. Als ich nach den Sommerferien in die neue Schule kam, wurde ich neben Christina B. gesetzt, die aus dem Nachbarort Sulz am Eck kam. Dass sie mich nicht leiden konnte --- die Tussi aus der Stadt ---- hab ich sofort gespürt. Als ich mal mit meinem Arm auf ihre Tischseite kam, maulte sie mich sofort an mit den Worten: „Bleib ja auf deiner Tischseite!!!“ Die Fronten waren also geklärt!!

Im Laufe der Jahre verstanden wir uns komischer Weise immer besser. Ich weiß bis heute noch nicht, wie dies passierte. Vielleicht weil ihre Oma am gleichen Tag Geburtstag hatte wie ich. Abschreiben von einander bei Klassenarbeiten war auch kein Problem, da sie Linkshänderin ist und ich Rechtshänderin bin. Wir schrieben oft voneinander ab ---- auch die Fehler ---- und unter der Arbeit stand oft „siehe Bettina H.“ und „siehe Christina B.“.

Die Jahre vergingen. Wir durchlebten viele schöne Jahre als Teenager und standen so manchen Liebeskummer zusammen durch. Wir gingen durch dick und dünn. Einmal haben wir uns gegenseitig die Freundschaft --- schriftlich!! ----- gekündigt. Aber das hielt genau einen Tag und dann war alles wieder gut. Wir gingen unsere Wege mit Ausbildung, Beruf, Heirat, aber immer gemeinsam in einer Clique, die bis heute noch besteht.

Als sich dann Nachwuchs bei uns beiden anmeldete, bekamen wir 8 Wochen voneinander sie ihre Tochter und ich meinen Sohn. Etwas habe ich noch vergessen!

Ich bin am 7. Februar 1967 geboren und sie am 8. Februar 1967. Mein Sohn kam dann am 8. Februar auf die Welt, d.h. dass ihre Oma und ich am 7. Februar Geburtstag haben und sie und mein Sohn am 8. Februar!

Als sie mich dann im Krankenhaus besuchte und meinen Sohn im Arm hielt, sagte sie zu ihm: „Du armer Junge, jetzt musst du auch an deinem Geburtstag alten Kuchen vom Vortag essen wie ich von meiner Oma ihrem Geburtstag.“ Als nach ca. 2 Jahren wieder Nachwuchs ins Haus stand und wir uns gegenseitig die Mutterpässe zeigten, bemerkten wir, dass unsere Kinder laut errechnetem Geburtstermin gleich waren. Wir hatten also am gleichen Tag Geburtstermin ----- 21. März 1996. Ihre Zwillinge kamen am 21. März 1996 auf die Welt und unsere Tochter 5 Tage später, am 26. März 1996.

Uns gab es ab da nur noch zu 7. Die Kinder verstanden sich sehr gut und sind heute die besten Freunde. Unsere jüngsten Töchter, die gleich alt sind, sind heute allerbeste Freundinnen und sind wie wir damals auch durch dick und dünn gegangen bis jetzt. Unsere Söhne sind auch beste Freunde und gehen oft ihrer Leidenschaft, das Angeln, gemeinsam nach.

Jetzt sind die Kinder groß, aber wir beide, auch wenn wir uns nicht immer so oft sehen durch Beruf und sonstigem Stress, bleiben ein Leben lang verbunden. Diese Freundschaft dauert nun schon über 39 Jahre und ich hoffe, sie bleibt bestehen bis zu unserem Lebensende. Wir sind seit ihrem Satz: „Bleib ja auf deiner Seite!“ tief und innig verbunden. Und ich hoffe und wünsche unseren Kindern, dass ihre Freundschaft sie ein Leben lang verbindet wie Christina B. und mich!

Bettina Widmaier

## Freundschaft

Die Freundschaft zwischen meiner Freundin und mir besteht seit 1951. Wir lebten in Stralsund -nachweisbar durch mein Poesiealbum. Wenn Ereignisse anstehen, telefonieren wir miteinander. Sie lebt in Potsdam und ich in Altensteig-Wart. Leider kann ich nicht schreiben in Romanstil.

Aber eines weiß ich genau: wäre ich in Not, meine Christel würde mir helfen. Es gab wenig zu essen, und oft konnte ich bei der Mama von Christel mitessen. Sie hatte ihr Kinderzimmer neben unserer Einzimmerwohnung. Es gab damals Tarzanhefte, die ich lesen durfte. Ich konnte schlecht lesen und mit diesen Heften und Puckibücher brachte meine Freundin mir das Lesen bei. Und Träume hatten wir zwei Mädchen!! Sie hatte einen Korbschaukelstuhl und damit schaukelten wir bis nach Afrika und Australien.

Im August 1955 verließen meine Mutter mit Schwester und ich die DDR. Mich verschlug es nach Maichingen in ein Heim. Da ich von meiner Freundin die Adresse von den Eltern in Stralsund hatte, konnten wir uns austauschen. Meine frühe Heirat teilte ich den Eltern mit. Meine Freundin war mit Freund 2 Jahre in Bautzen inhaftiert wegen Republikflucht.

Sie war Kameraassistentin in Babelsberg Defa-Film. Beide mußten nach der Haft wieder beruflich klein anfangen, sie als Zeitungsreporterin und Reimar ein Studium als Zahnarzt.

Ich schickte öfters Pakete mit Gegenständen, die es in der DDR nicht gab. Wir waren mit meiner kleinen Familie -Sohn und Mann- 2 bis 3 mal zu Besuch in Potsdam als die Mauer noch stand. Wir trafen uns auch am Plattensee. Sie hatten schon Angst, aber ich konnte Ungarnleute als ihre Paten benennen, so war es doch ein schöner Urlaub. Darüber bestehen Fotoalben. Ja, dann kamen die Enkelkinder, drei habe ich und immer werden Bilder und Briefe geschrieben und ausgetauscht.

Am 1.April 2018 wurde meine Freundin 79 Jahre alt und rennt oft noch als Reporterin durch Berlin. Auch meine Christel hat eine Enkeltochter, die noch sehr klein ist. Meine Enkel dagegen sind schon erwachsen. Zum Geburtstag wird immer angerufen und wir hoffen, noch einige Jahre unsere alte Kinderfreundschaft pflegen zu können. Ich habe mal grob geschrieben. Verdammt noch mal, mir fällt das Schreiben schwer, Jahrgang 1940.

Karin Widmann



